

A black and white portrait of Pastor Ernst Bunke, a middle-aged man with short, light-colored hair, wearing a dark suit jacket over a white shirt and a dark tie. He is looking slightly to the right of the camera with a serious expression. The background is dark and indistinct.

Menschen
die den Ruf
vernommen

Pastor Ernst Bunke

D. Adolf Stoecker
Ein deutscher Prophet



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Adolf Stoecker,

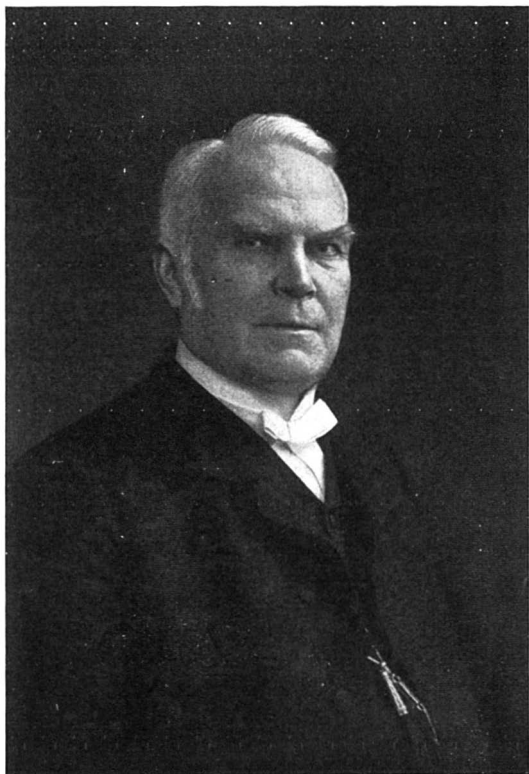
ein deutscher Prophet,
von Gott gerufen, seinem Ruf
gehorsam trotz aller Hindernisse.

„Er fürchtete sich nicht vor dem Haß,
nicht vor dem Spott,
nicht vor der öffentlichen Meinung,
nicht vor den Massen,
nicht vor den Gebildeten,
nicht vor den Großen der Welt,
aber sein Mut war kein Selbstvertrauen,
sondern Glaube.“

Durch solche prophetischen Gestalten
segnet Gott seine Gemeinde.

Ihre Botschaft ist immer die gleiche:

**Land, Land, Land,
höre des Herrn Wort!**



Adolf Stauber
Röm. 8. 37 In dem alle überwinden wird
1898

Adolf Stoecker
Ein deutscher Prophet

**Zweiundzwanzigster Band der Sammlung
Menschen, die den Ruf vernommen**

Es erschienen bis jetzt:

- Band 1 Bodelschwingh
- Band 2 Pastor Dr. Wilhelm Busch
- Band 3 Pestalozzi
- Band 4 Philipp Jakob Spener
- Band 5 Graf M. M. Korff
- Band 6 S. H. Hadden
- Band 7 Prof. D. Julius Richter
- Band 8 Otto von Bismarck
- Band 9 Johann Christoph Blumhardt
- Band 10 Johannes Gohner
- Band 11 Martin Luther (I)
- Band 12 Baronin Wurm von Sinek
- Band 13 Hubson Taylor
- Band 14 Carl Heinrich Rappard
- Band 15 Samuel Keller
- Band 16 Johann Jakob Moser
- Band 17 Ernst Moritz Arndt
- Band 18 Jung Stilling
- Band 19 Albrecht von Roon
- Band 20 Emil Frommel
- Band 21 Johannes Calvin
- Band 22 Adolf Stöcker

Die Reihe wird fortgesetzt

Copyright by

Brunnen-Verlag Gießen 1938

Printed in Germany

Druck von Münchow'sche Universitäts-Druckerei

Otto Kindt GmbH in Gießen

Adolf Stoecker

Ein deutscher Prophet

Von

Pastor Ernst Bunke



Brunnen-Verlag Gießen und Basel

Inhaltsverzeichnis

Persönliche Eindrücke	5
Der Ruf zum Glauben	7
Die Zurüstung zum Dienst	11
Die ersten Arbeitsfelder	15
Aus dem verborgenen Leben	19
Der Blick in die Zeit	23
Die Berliner Stadtmission	28
Der Kampf um die Reichshauptstadt	34
Des Kampfes Fortgang	43
Volksseelsorge	48
In harter Schule	52
Der Prediger	57
Neue Bahnen in der Berliner Kirche	63
Die Zukunft der Kirche	67
Das letzte Jahrzehnt der Arbeit	72
Der Ausklang	78
Ein deutscher Prophet	82
Zeittafel	84

Personliche Eindrücke

Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des,
das man hoffet, und ein Nicht-Zweifeln an
dem, das man nicht sieht. Hebr. 11, 1.

Es war im Jahre 1888, als wir jungen Kandidaten (Oberhelfer) im Rauhen Hause zu Hamburg lasen, daß Hofprediger Stoecker nach Neumünster in Holstein komme. Es war ein Fest der Inneren Mission, bei dem er reden sollte. Da mußten wir hin, um den berühmten und viel angefochtenen Mann zu hören. Welchen Gegenstand er behandelt hat, weiß ich heute nicht mehr. Nur das ist mir im Gedächtnis geblieben, daß er mit Wärme und Zuversicht für die Befreiung der Kirche von ihrer staatlichen Gebundenheit eintrat. Die Kirche könne ihren hohen Beruf nur dann recht ausfüllen, wenn sie ungehindert von weltlichen Gesichtspunkten und Einflüssen den Willen Gottes dem Volke bezeugen kann. Generalsuperintendenten D. Th. K a f t a n trat dem entgegen und pries die Magdgestalt der Kirche gegenüber dem Staat. Er konnte wohl nicht anders. Später freilich, als er sein Amt niedergelegt hatte, ist er im gleichen Sinne wie Stoecker für die Freiheit der Kirche eingetreten. Wir jungen Theologen standen auf Stoeckers Seite. Er war uns eine Größe, zu der wir bewundernd aufschauten, jedoch nur aus der Entfernung. Wo hätte ich daran gedacht, daß ich einmal in engste Beziehungen zu ihm treten würde!

Etliche Jahre später habe ich Stoecker zum zweiten Male gehört. Ich war inzwischen Pastor in Münsterberg (Schlesien) geworden. Stoecker hielt während der kirchlichen Woche in Breslau einen Vortrag im Predigtsaal der Stadtmission. Er legte ein Schriftwort zugrunde, das mir niemals so großen Eindruck gemacht hatte wie an jenem Tage. Es steht 2. Kön. 6, 13—17:

„Er (der König von Syrien) sprach: So gehet hin und sehet, wo er (Elisa, der Prophet in Israel) ist, daß ich hinsende und lasse ihn holen. Und sie zeigten ihm an und sprachen: Siehe, er ist zu Dothan. Da sandte er hin Rosse und Wagen und eine große Macht. Und da sie bei der Nacht hinkamen, umgaben sie die Stadt. Und der Diener des Mannes Gottes stand früh auf, daß er sich aufmachte und auszöge; und siehe, da lag eine Macht um die Stadt mit Rossen und Wagen. Da sprach sein Diener zu ihm: O weh, mein Herr! Wie wollen wir nun tun? Er sprach: Fürchte dich nicht! Denn derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind. Und Elisa betete und sprach: Herr, öffne ihm die Augen, daß er sehe! Da öffnete der Herr dem Diener die Augen, daß er sah; und siehe, da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her.“

Hatte ich in Neumünster einen starken Eindruck von der Glaubenszuversicht Stoeckers erhalten, der die Freiheit der Kirche mit großer Sicherheit erhoffte, so wurde es mir in Breslau klar, woher diese Zuversicht kam. Er blieb der unverzagte Kämpfer, weil ihm die unsichtbare Gotteswelt über allen Zweifel erhaben war. Das obige Schriftwort so auszulegen und mit solcher inneren Kraft den Hörern ins Herz zu schreiben, das konnte nur ein Mann, dem die unsichtbare Welt ebenso gewiß war wie die sichtbare. Er rechnete wirklich mit Gott und seinem Eingreifen.

Daß das so sei, hat sich mir im näheren Umgang mit ihm nur noch bekräftigt. Ich kam etliche Jahre später nach Berlin und wurde nach einiger Zeit von Stoecker zum Inspektor der Berliner Stadtmission berufen. Da habe ich mit ihm ein Stück Berliner Kirchengeschichte erlebt, sein heißes Ringen um seines Volkes Seele gesehen und als Schriftleiter der von ihm begründeten deutschen evangelischen Kirchenzeitung „Die Reformation“ seine kirchenpolitische Wirksamkeit zu fördern gesucht. Ich danke Gott für diese Führung.

Der Ruf zum Glauben

Der Herr hat mich berufen von Mutterleibe an.
Jes. 49, 1.

Am Sonntag, dem 11. Dezember 1835, wurde dem Wachtmeister Christian Stoecker bei den Halberstädter Kürassieren ein Sohn geboren: Christian Adolf Stoecker, ein Sonntagskind. Sonntagskinder gelten als Glückskinder. Aber das ist Adolf weder gewesen, noch geworden. Das Leben von Glückskindern verläuft glatt, das seine aber war sturmbewegt. Aber ein Segenskind ist der Knabe gewesen, den Vater und Mutter mit Gebet begrüßten. Adolf war der zweite Sohn und hat dann noch einen Bruder und eine Schwester bekommen. Unter den vier Geschwistern war er der einzige, der eine ungewöhnliche Begabung offenbarte. Bei dem Vater hat er spielend lesen, schreiben und rechnen gelernt. Als er sechs Jahre alt war, besaß er schon die Kenntnisse, die ihm den Eintritt in die Sexta des Gymnasiums ermöglicht hätten. Aber natürlich war davon keine Rede, dazu war er viel zu jung, und erst später ist er aus der Volksschule in die Quarta des Gymnasiums übergegangen. Aber Adolf war keineswegs auf die stille Beschäftigung im Zimmer erpicht. Er war kein Stubenhocker, sondern ein gesunder, kräftiger, lebensfroher Junge, dem der Pferdestall der Schwadron und der Reitplatz als der liebste Aufenthalt galten. Früh lernte er reiten, erregte das Wohlgefallen der Offiziere und Mannschaften und wurde dadurch auch ein gesuchter Spielgefährte anderer Knaben, weil sie mit dem Sohn des Wachtmeisters auch in die geheimnisvollen Pferdeställe eindringen konnten.

Doch wir müssen auch etwas über die Eltern sagen. Der spätere Hofprediger erzählt:

„Mein Vater war einer der besten Männer, denen ich auf Erden begegnet bin, ein Mann ohne Falch, von Herzensmilde und zu allem

Guten geneigt. Er war aus kleinem Stand. In dem Dorfe Langeln nahe bei Wernigerode war seine Heimat. Sein Vater lebte dort als Tagelöhner, seine Brüder ebenso. Er selber hatte das Schmiedehandwerk gelernt, war bei den Seydlitz-Kürassieren in Halberstadt eingetreten und hatte dort weitergedient."

Als ihm ein körperliches Leiden den Dienst bei der Truppe zu beschwerlich machte, trat er davon zurück und erhielt den Posten des Gefängnisinspektors beim Landgericht zu Halberstadt. Mit unauslöschlicher Dankbarkeit hing Adolf an seinem Vater, dessen Innenleben mit den Jahren immer reifer geworden war. Von seiner Mutter schreibt der Sohn:

„Meine Mutter war völlig anderer Gemütsart als der Vater, von großer Kraft des Willens, reich mit Phantasie begabt, voll starker Entschlüsse, die sie um jeden Preis in die Tat umsetzte. Sie war eines Schneiders Tochter, selber eine geschickte Näherin und dadurch in Berührung mit manchen wohlhabenderen und gebildeten Familien. Wenn wir Kinder in höhere Schulen kamen und einer besseren Bildung teilhaftig wurden, so schulden wir das ihrem unaufhörlichen Drängen und Treiben. Meinem Vater in seinem bescheidenen Sinn wäre es mit der Volksschule genug gewesen. Die Mutter ruhte nicht, bis wir den besten Schulen übergeben wurden.“

Die Aufopferung der Mutter, die mit dem geringen Gehalt des Vaters auskommen mußte, hat Adolf stets dankbar empfunden, und als sie in den letzten Lebensjahren dauernder Pflege bedurfte, hat er für sie aufs Beste gesorgt. Daß er von ihr das Erbteil der besonderen Begabung und des ungewöhnlichen Tatendranges empfangen hatte, war ihm wohl bewußt.

Auf der Schule hat Adolf bei seiner glänzenden Begabung bald nicht nur selbst sehr gute Erfolge gehabt, sondern wurde auch von den Lehrern des Gymnasiums dazu empfohlen, schwachen Schülern Nachhilfeunterricht zu geben oder sie bei ihren Schularbeiten zu beaufsichtigen und anzuleiten. Dadurch kam er in die ihm und den Eltern erfreuliche Lage, zu dem Haushalt und dem Schulgeld der Ge-

schwister seinen Beitrag zu leisten. Was aber noch wichtiger war, er trat dadurch in Beziehung zu Familien, die bei ihrem Wohlstand eine feinere Lebenshaltung pflegten, als Adolf sie auf dem Kasernenhofe und bei den lieben Alten des benachbarten Altersheims kennengelernt hatte. So kam zu dem kirchlich frommen Elternhause mit dem Zuschnitt der kleinen Leute der bildende Verkehr mit bürgerlichen Kreisen. Gott bereitete das Werkzeug zu für den künftigen Dienst.

In die Knabenzeit Adolfs fiel das Revolutionsjahr 1848. An dem allgemeinen Rausch der Begeisterung für eine neue Zeit hat auch er teilgehabt.

„Man kann sich heute schwer eine Vorstellung davon machen“, erzählt er später, „wie der Geist der Revolution, der in Alten und Jungen aufloderte, die Ordnungen der Schule zerrüttete. Lehrer und Schüler dienten gleicherweise und mit gleicher Ehre in der Bürgerwehr. Es kam vor, daß in einer Kompagnie dieser Bürgertruppe ein Sekundaner viel besser schuß als sein Lehrer und deshalb viel höher geschätzt wurde.“

Nur zwei Männer gab es, die in dem allgemeinen Wirrwarr Kopf und Herz oben behielten: der Präsident des Landgerichts, Stelker, und der Geheime Justizrat Krüger, ein christlich und patriotisch bedeutender Mann. Den beiden wurden von der Volksmenge die Fenster eingeworfen. Es war für Stoecker ein großer Gewinn, daß er mit dem zweiten dieser Männer später in nähere Berührung kam. Aber noch war es nicht so weit.

Der Konfirmandenunterricht, den Adolf bei einem der Domprediger genoß, war oberflächlich und hat keine Spuren in seinem inneren Leben hinterlassen.

Erst als an den Dom der feurige Martin Hugo Lange berufen wurde, begann in Adolfs Leben etwas Neues. Lange war ein Kind der Erweckung, ein lebendiger

Zeuge von der rettenden Gnade des Herrn Jesus Christus. Er hatte Jura studiert, war Referendar geworden und hatte als solcher schon befreundete junge Männer zu gemeinsamem Lesen der Bibel versammelt. Darüber war es ihm zur Gewißheit geworden, daß Gott ihn zum Diener des Evangeliums berufen habe. Er sattelte um und wurde nach einer Reihe von Jahren Domprediger in Halberstadt. Unter seinen gewaltigen Zeugnissen von Sünde und Gnade, von Jesus Christus und seinem Heil sammelten sich im Dom alle, die einen Hunger nach Gott verspürten, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen, Alt und Jung, auch Stoekers Vater. Hier verspürte Adolf den Ruf seines Gottes. Er fand auch Eingang im Hause des Dompredigers und durch ihn Einführung in die Kreise der Erweckten, die sich im Hause des Geheimen Justizrats Krüger zu versammeln pflegten. In jener Zeit schenkte Gott dem jungen Gymnasiasten lebendigen Glauben. Er sagt selbst:

„Zu dem Mangel an religiöser Erkenntnis und Wärme kam durch schlechten Verkehr und Verführung mancherlei Schüler- und Jugendsünde, so daß mein Leben ohne Aufblicken nach oben und ohne wahre Heiligung verlief. Ich war ein guter Schüler, aber ein schlechter Christ. Jahrelang habe ich so hingelebt, ohne daß mir das Gewissen schlug. Endlich, im letzten Jahre meiner Schulzeit, während des Sommers 1853, nahm sich Gott meiner an und brachte mich zum Licht.“

In der erwecklichen, pietistisch gefärbten Gemeinschaft des Krügerschen Hauses wurde das neue Leben des jungen Christen kräftig angefaßt. Er lernte hier, wie man zugleich im Worte Gottes forschen und leben konnte und doch auch Anteil nehmen an alle dem, was Staat und Kirche bewegte, was in Kunst und Wissenschaft vorging. Er selbst sagte nachmals:

„So tief bin ich damals in die Lebensmacht des Christentums hineingeführt, daß ich von

da ab niemals wieder in ernstlichen Zweifel oder Anfechtung des Glaubens gefallen bin."

Aber von geistlicher Überhebung war bei ihm nichts vorhanden. Dafür sorgten schon die Anfeindungen, die dem Kreise der Pietisten überhaupt und auch dem Gymnasiaften zuteil wurden. Man nahm es ihm übel, daß er zu den Gottesdiensten im Dom und auch zu anderen religiösen Versammlungen Langes ging. Es herrschte eben damals weithin der unduldsame Rationalismus. Der Ordinarius der Selekta (der obersten Klasse), der Adolf angehörte, verfolgte ihn mit Grimm und gab ihm in seiner Schulzensur nicht mehr Note 1 wie sonst, sondern nur noch Note 2, ohne daß die anderen Lehrer davon wußten. Das verletzte den tüchtigen Schüler selbstverständlich. Er war tapfer genug, den Lehrer in seiner Wohnung aufzusuchen und ihn über die Ursache der Herabsetzung zu befragen. Darüber war dieser erschrocken, er hatte ja ein schlechtes Gewissen, und änderte die Zensur sofort. In seinen Lebenserinnerungen bemerkt Stoecker dazu:

„So habe ich gleich bei meinen ersten Schritten im Reiche Gottes lernen müssen, daß Gottes Freundschaft der Welt Feindschaft bringt.“

Die Zurüstung zum Dienst

Wachset in der Gnade und Erkenntnis unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus.

2. Petr. 3, 18.

Ostern 1854 bezog Adolf Stoecker nach wohlbestandener Abschlußprüfung die Universität Halle, um Theologie und Philosophie zu studieren. 90 Taler hatte er sich durch Stundengeben erspart. Auf Stipendien hatte er nur sehr wenig zu rechnen. Er erhielt für drei Tage in der Woche durch den berühmten Professor Tholuck Freitisch. An den Ta-

gen ohne solchen ließ er sich durch seinen Hauswirt eine Maß Milch hinsetzen und sauer werden; mit einem Stück trocknen Brotes gab das ein herrliches Mittagmahl, das ihm völlig genügte. Es begann ein eifriges Studium, aber auch ein fröhliches Studentenleben. Seine christliche Überzeugung aber verlor er nicht. Er war in die Verbindung Neo-Borussia eingetreten, aber er erkannte bald, daß für ihn da kein Platz sei. Die sogenannte Fuchstaupe, bei welcher die neu aufgenommenen Mitglieder mit Bier begossen wurden und ein älterer Student in nachgemachtem Talar mit Bäffchen eine Laufrede hielt, empörte ihn. Er weigerte sich, daran teilzunehmen. Nach einiger Zeit trat er mit ein paar Gesinnungsgenossen aus dieser Verbindung aus und gründete das Korps Borussia. Alle körperlichen Übungen, auch das Fechten, betrieb er gewandt und mit Eifer, so daß er eine führende Stellung einnahm. Aber ebenso gab er sich dem Studium hin. Mit einem Freunde zusammen stand er während eines Semesters schon früh um 4 Uhr auf, um sich in das hebräische Alte Testament zu versenken. Sein Aufenthalt in Halle fand einen jähen Abschluß. Es war nächstlicherweile eine Ruhestörung durch ein Mitglied seines Korps geschehen, und er als Vorsitzender wollte den Namen nicht preisgeben. So wurde er mit vierzehn Tagen Karzer und Verweisung von der Universität bestraft. Bezeichnenderweise nahm er in den Karzer als einziges Buch sein Neues Testament mit. Er selbst sagte später, er habe in seinem ganzen Leben nie so anstrengend gearbeitet, wie in diesen Tagen. Die Studentenschaft sah in seiner Bestrafung nichts Ehrenrühriges. Das kam dadurch zum Ausdruck, daß sämtliche Korps ihm bei seinem Fortgang von Halle ein feierliches Geleit gaben. Rückschauend hat er später gesagt, daß er dem Leben im Korps viel verdanke.

„Daß es mich gelehrt hat, tapfer und treu für Fahne und Farbe einzustehen, daß es in mir eine gewisse Schüchternheit, die mir von Natur anhing, überwunden und mich freudig gemacht hat, öffentlich mit meinen Anschauungen an das Licht zu treten, das will ich noch heute gerne bezeugen, obwohl ich selbstverständlich über das Korpsleben anders denke als damals.“

Von Halle ging es nach Berlin. Auch hier lebte er unter den einfachsten Verhältnissen. In einer Dachstube wohnte er mit einem Halberstädter Freunde zusammen. Im Hause war ein Keller, in dem man zu Mittag essen konnte. Stoecker schreibt:

„Wir verstanden zu entbehren und empfanden das Darben gar nicht als einen Übelstand, sondern lediglich als eine Probe der Selbst- und Weltüberwindung. Zu hungern und satt zu sein, Überfluß und Mangel zu haben, verstanden wir beinahe so gut wie der Apostel Paulus. Einmal haben wir Stubengenossen sechs Wochen hindurch nur Mittagbrot unten im Keller gegessen. Fröhlich gingen wir während dieser Zeit an den Brunnen, abends in der Schönhäuser Allee spazieren. Beklagt haben wir niemals, sondern uns gefreut, daß wir trotz des Fastens dennoch fleißige Studenten sein konnten.“

Von den Professoren hat besonders Immanuel Nitsch einen tiefen Eindruck auf Stoecker gemacht. In dessen Seminar hat er auch den ersten Einblick in die Innere Mission bekommen. Wenn die Ferien kamen, wanderte er zu Fuß nach Halberstadt, siebenundzwanzig Meilen weit. Die körperliche Anstrengung tat seinem gesunden Körper wohl. Als er die Universität verließ, hatte er sowohl für die theologischen Prüfungen, als auch für die Prüfung als Oberlehrer fleißig gearbeitet. Aber daneben hatte er die Kunstschätze Berlins eifrig studiert und überhaupt seine allgemeine Bildung nach den verschiedensten Richtungen vervollständigt. Durch Generalsuperintendent Büchsel erhielt er eine Hauslehrerstelle in der Mark.

Hier lernte er neue Verhältnisse kennen, bewährte sich in seiner Überzeugungstreue, indem er den freundschaftlichen

Verkehr im Pfarrhaus unbekümmert pflegte, obwohl zwischen Gutshaus und Pfarrhaus eine scharfe Spannung bestand. In Berlin bestand er während dieser Zeit die erste theologische Prüfung, zur gegebenen Zeit dann in seiner Heimatprovinz Sachsen zu Magdeburg die zweite. Aber er fühlte sich noch zu jung, um schon an ein Pfarramt zu denken. Auch hatte er viel Lust, die Welt zu sehen und fremde Länder kennenzulernen. So folgte er einem Rufe nach Kurland als Hauslehrer. Graf Lambsdorff in Rinseln war ihm als der beste Mann des Landes geschildert worden. Als er am Abend vor der lichten Tür des Hauses vorfuhr, trat der Graf heraus, reichte ihm die Hand und sagte mit innigem Ernste: „Sie kommen hier in ein Haus, wo sich jeder als armer Sünder bekennt, wo aber alle durch die Gnade Jesu Christi selig zu werden hoffen.“ In diesem Hause hat Stoecker drei Jahre gelebt unter den günstigsten äußeren Verhältnissen und in innerer Gemeinschaft. Die Gräfin gehörte zur griechisch-katholischen Kirche. Zwangsweise mußten in Rußland alle Kinder dieser Kirche zugeführt werden. Somit war Stoecker genötigt, dem jüngsten Sohn Religionsunterricht nach dem griechisch-katholischen Katechismus zu erteilen. Daß er dabei dann diejenigen Stücke behandelte, die seiner evangelischen Überzeugung entsprachen, war selbstverständlich. Denn die Gräfin war in ihrem Herzen selber evangelisch und ist dann etliche Jahre später in Hamersleben bei ihrem ehemaligen Hauslehrer, dem dortigen Pfarrer, zur evangelischen Kirche übergetreten. Im Religionsunterricht gewann Stoecker das Herz seines Schülers. Die älteren Söhne, die auf dem Gymnasium keine Fortschritte machten, hat er in angestrenghem Privatunterricht erfolgreich gefördert, so daß sie, wie die Eltern, ihm außerordentlich dankbar waren. So war der Abschied schwer, aber es mußte sein. Mit dem ersparten Gelde kehrte

Stoeker nach Deutschland zurück, bestand in Berlin die Oberlehrerprüfung und ging auf Reisen. Er durchwanderte Deutschland, sah mit Staunen die Hochgebirgswelt der Schweiz und zog nach dem Lande der Sehnsucht so vieler Deutschen, nach Italien. Die Kunstschätze in Mailand, Florenz, Rom haben es ihm angetan. Die Schönheit des Golfs von Neapel hat ihn entzückt. Aber ebenso hat er dem religiösen Leben seine Aufmerksamkeit gewidmet, den päpstlichen Katholizismus studiert, die evangelische Bewegung in Italien kennen gelernt, der deutschen evangelischen Gemeinde in Rom sich angeschlossen, die damals von dem Botschaftsprediger Freiherrn v. d. Goltz, dem späteren Propst und Professor in Berlin und Stoekers kirchenpolitischem Gegner, versorgt wurde. Es wurde ihm sogar nahegelegt, in Rom zu bleiben, aber es war nun Zeit, ins Pfarramt einzutreten. Es zog ihn nach der Heimat. Durch Studium und Reisen hatte er einen weiten Blick bekommen. Der Vergleich der fremden Zustände mit denen in der Heimat hatte die Fähigkeit zu eigenem Urteil verstärkt. In Gottes Gnade war er eingetaucht, in Gottes Wort bewandert; es zu verkündigen hatte er in Kurland fleißig geübt. So war er wohlgerüstet, um einer Gemeinde der Heimatkirche zu dienen.

Die ersten Arbeitsfelder

Er sandte sie in seinen Weinberg.

Matth. 20, 2.

Das erste Pfarramt erhielt Stoeker 1863 in Seggerde in der Altmark. Die äußeren Verhältnisse waren günstig, ein schönes Pfarrhaus, zwei kleine Gemeinden, ein persönlich wohlwollender Patron, der freilich andere Ansichten hatte als der junge Pfarrer. Bibel- und Missions-

stunden waren ihm zuwider. Stoecker begann diese Arbeit mit einem einzigen Zuhörer, dem Hirten, der nach dem Willen des Gutsherrn in diesem Punkte nicht fragte. Der Hirte, Stoecker selbst und seine Schwester, die ihm den Haushalt führte, bildeten die kleine Hausgemeinde. Aber es gelang dem eifrigen Pfarrer, nach und nach alle Widerstände zu überwinden. Auch der Patron kam schließlich mit seiner Familie zum Heiligen Abendmahl, und es gab in der ganzen Gemeinde keinen einzigen Erwachsenen, der sich davon fernhielt. Stoecker versorgte hier selbst seinen Garten, wurde mit der Landwirtschaft vertraut und hatte dabei noch Zeit, sich dem Studium der Heidenmission zu widmen. Er wurde infolge seiner Begeisterung für dieses weltweite Werk ein gesuchter Prediger für Missionsfeste.

Man wurde auf den tatkräftigen Pfarrer im Konsistorium aufmerksam und rief ihn schon nach drei Jahren auf ein schwieriges Arbeitsfeld, nach Hamersleben, ebenfalls in der Provinz Sachsen. Hier war eine vernachlässigte Gemeinde, die durch die katholische Gegenarbeit schwer gelitten hatte. Es gab viele Ehen zwischen Evangelischen und Katholiken. Pfarrer und Kapläne hatten es dahin gebracht, daß die Kinder aus solchen Ehen der evangelischen Kirche verlorengingen. Das Konsistorium hatte Stoecker ausdrücklich aufgetragen, diesem Zustand ein Ende zu machen. Das war eine schwere Aufgabe. Hier mußte die Kirchenzucht eintreten und schließlich in der schärfsten Form. Das war der Ausschluß aus der Gemeinde. Als der erste solche Fall geschehen war, gab es natürlich eine große Erregung in der Gemeinde. Der Ausgeschlossene trat sofort zur katholischen Kirche über. Es folgten andere Fälle. Nicht nur die Gemeinde war aufgeregert, sondern dem Pfarrer zitterten Leib und Seele, buch-

häßlich die Knie, wenn er einen solchen Ausstoß auf der Kankel vorlas. Es war schwer, aber es mußte sein, und es half. Die Gleichgültigkeit auf evangelischer Seite nahm ein Ende. Kein evangelischer Bräutigam willigte mehr in katholische Kindererziehung.

Ohne Zucht kann die Kirche nicht vorwärtskommen. Dazu gehört auch das Strafen der Sünder. Das Friedensfest war 1866 in absperrlicher Weise verkauft. Ein Bauer hatte sich einen Fuß gebrochen, ein Bergmann den Arm, ein Dritter sich verbrannt. Es waren bei dieser Friedensfeier mehr Schamerseider vermundet als bei Königgrätz. Dazu hatte man mit einem Wöller, den die ganze trunke Gemeinde durch das Dorf geleitet hatte, dem Antirakirunde einige Fenster zerstoßen. Ein Jagdgewehr, und zwar das des mitbetrunkenen Schützen pläzte mitten unter den Menschen, weil es doppelt geladen war, jedoch ohne Schwaden zu tun. Stoeder hat darauf von der Kankel gesagt, daß die ganze Gemeinde sich schämen sollte. Das erregte großen Zorn. Stoeder schrieb dazu seiner Braut:

„Mit ihr übrigens nicht bange. Einige bleiben jurüd, aber mehr werden, sondern daß wir Zucht schaffen für den ewigen Sonntag.“

Die Gemeinde bestand teils aus Bauern, teils aus Bergleuten, teils aus Fabrikarbeitern. Stoeder lernte hier den Einfluß der sozialen Verhältnisse auf das kirchliche Werk halten der verpfändenen Volkspächtern sehr gründlich und schmerzlich kennen. Der eifrige Pfarrer hatte festen Boden in der Gemeinde gewonnen, besonders durch seine Kriegsbetrübungen, die er regelmäßig hielt, zu denen sogar Katholiken kamen. Auch die Zielbestätigkeit wurde für die im Felde stehenden Truppen angeregt und geübt.

Im Schamerseiden hatte Stoeder zunächst kein Pfarrhaus. Als er im Mai 1867 heiratete, mußte er die junge Pfarr-

frau Anna, geb. Krüger, in eine Mietswohnung einführen. Er hatte aber schon vorher mit Eifer auf den Bau eines Pfarrhauses gedrungen, und es war ihm eine besondere Freude, daß er mit seiner Frau nach einiger Zeit die Mietswohnung mit dem eigenen Pfarrhaus vertauschen konnte. Er fühlte sich um so fester mit der Gemeinde verbunden.

Während des Krieges 1870/71 hatte er mit den Führern der Gemeinde verabredet, man wolle das Friedensfest in ernster Weise feiern, wenn aus der Gemeinde Hamersleben jemand im Kriege gefallen wäre. Als aber das Friedensfest gefeiert wurde, setzte die Gegenpartei es durch, daß von dieser Verabredung abgewichen wurde. Das gab einen Miß zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde, der erst viele Jahre später wieder geheilt wurde. Stoecker erklärte sofort, daß er nach dieser Erfahrung nicht mehr in Hamersleben bleibe. Er bewarb sich um das Amt eines Garnisonpfarrers in dem neu eroberten Meß und erhielt es.

In Meß mußte neu aufgebaut werden. Man hatte es versäumt, von vornherein eine der vielen katholischen Kirchen für die evangelische Gemeinde in Anspruch zu nehmen. So wurde der Gottesdienst in einer völlig ungeeigneten Halle abgehalten. Ein bayerischer General, Katholik, hatte Stoecker in Meß entrüstet zugerufen: „Wenn ich Ihre sogenannte Kirche sehe, schäme ich mich bis ins innerste Herz hinein; sagen Sie das dem Kriegsminister.“ Stoecker hat das in der That dem Grafen Roon in Berlin wiedergesagt. Der Bau einer Kirche wurde bewilligt; Stoecker hat seine Vollendung in Meß nicht mehr erlebt, aber sie steht heute noch als Denkmal seines Eifers. Die Tätigkeit des Garnisonpfarrers wuchs dauernd, da er sich nicht nur um seine Soldaten kümmerte, sondern auch um die Nöte der aus Deutschland zugezogenen Evangelischen. Die Fürsorge für die Kran-

ten führte zur Errichtung einer Diakonissenstation, die später zur Erinnerung an die Gräfin Arnim-Boitzenburg als Mathildienstift ausgebaut wurde. Eine Herberge zur Heimat diente den jungen Männern, die zahlreich eingewandert waren. Eine Höhere Töchterchule richtete Stoecker ein, deren Leiter er selbst wurde, deren Lehrerinnen er in seinem Hause aufnahm. Da er die Oberlehrerprüfung bestanden hatte, konnte er die Genehmigung für diese Schule erlangen. Seine Reden, die er bei den Denkmälern für die Gefallenen rund um Meß hielt, erregten Aufsehen, wurden gedruckt und machten in Berlin auf ihn aufmerksam. So erhielt er die Einberufung zu einer Gastpredigt im Dom und wurde in die freigewordene vierte Hof- und Dompredigerstelle berufen. Damit gelangte er auf den Platz, für den Gott ihn bestimmt hatte.

Aus dem verborgenen Leben

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist
freut sich Gottes, meines Heilandes.

Luk. 1, 46–47.

Es war Stoeckers Art nicht, von seinem verborgenen Leben mit Gott öffentlich zu reden. Wir können aus seinen Predigten, den mündlichen und den gedruckten, allerlei entnehmen; aber das innere Leben würde doch immer mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt bleiben. Nach seinem Tode aber sind die „Braubriefe“ herausgegeben worden, die uns tiefe Einblicke in sein Wesen und sein Erleben mit Gott gewähren¹. Stoecker verkehrte als Kandidat in dem Hause des Geheimen Justizrats Krüger in Halberstadt, dessen Nichten oft nach Halberstadt zu Besuch kamen. So lernte er seine künftige Frau kennen. Eines Tages wurde Shakespeare mit verteilten Rollen gelesen

¹) Leider sind sie heute im Buchhandel vergriffen.

und zwar das Drama Richard II. Stoecker schreibt darüber:

„Ich weiß es noch genau, wie ein Zucken durch meine Seele ging, als die Königin Anna in zarter königlicher Hoheit die ersten Worte sprach. Das war die Geburtsstunde meiner Liebe, und jetzt ist das Kind ein siegreicher Held geworden, der unter der Fahne dieser seiner Liebe für seinen Gott streiten und siegen will.“

Es war Liebe auf den ersten Blick, aber nur bei ihm; die Gedanken von Anna Krüger und ihren Eltern gingen nach einer anderen Richtung. Als Stoecker Pfarrer von Seggerde geworden war, hielt er um Annas Hand an. Sie wies ihn nicht ab, aber vertröstete ihn für die Zukunft. Länger als zwei Jahre hat Stoecker Tag für Tag darum gebetet, daß Gott ihm das Herz des geliebten Mädchens zuwenden wolle. Das Gebet wurde erhört. Der Briefwechsel läßt uns in die Aufrichtigkeit und Offenheit ergreifende Blicke tun, mit der die Verlobten sich gegenseitig begegneten. Seiner Braut hat Stoecker schriftlich Beichten abgelegt wie sonst keinem Menschen. Wir erfahren, daß sein sieghafter Glaube das Ergebnis heißer Kämpfe gewesen ist, und daß auch das Zeugnis seiner Predigten erst nach und nach die Tiefe der göttlichen Offenbarung erreicht hat. Wir lesen:

„Ich habe es gern, wenn bei vaterländischen Feiern aus dem Jubel des irdischen Vaterlandes heraus auch zu dem himmlischen Vaterlande ein Ton hinaufklingt. Die Gemeinde, in der die Feier war, ist sehr gottlos; aber für die höchsten Momente irdischen Lebens fordern sie gleichsam unbewußt und notwendig die Weihe himmlischen Segens. Darin hat die Kirche noch immer ihre Gewalt über die sonst antichristliche Menge und muß diese Treue mit aller Gewalt geltend machen. Freilich ist ja das nur der erste Schritt auf dem Wege zu dem „Christus für uns“, der Dein und mein Trost ist; und wenige Menschen auch unter den Gottesfürchtigen versenken sich in die Tiefen der gekreuzigten Liebe. Der Egoismus der alten Menschen- natur kann diese in den Tod eilende Gottesliebe nicht fassen. Ich habe selbst lange Zeit gerungen, ehe es mir klar wurde, daß in den

Todeschmerzen Christi mein Leben gewirkt werde. Ich wollte immer mehr in dem gottmenschlichen Leben des Heilandes mit seiner Sünde, Tod und Teufel überwindenden Macht die Herrlichkeit des Neuen Bundes finden. Aber in bangen Stunden, in denen mir alle Sterne des Glaubens in tiefe Nacht versanken, ging mir die blutrote Sonne von Golgatha auf. Da erkannte ich, was mir zum Frieden meiner Seele fehlte; da wurde mein Herz still in der Anbetung meines Heilandes, der meine Seele geküßt und tröstend die Schuld getilgt hat. Erst wenn uns der Tod Christi in seiner ganzen erlösenden Kraft die Seele erfüllt, steht auch sein Leben in der vollen Herrlichkeit da; der Schluß erklärt den Anfang: Friede auf Erden."

.....

„Der Menschen Herzen sind allesamt Gärten voll Unkraut; wohl uns, wenn der himmlische Gärtner die groben Distelköpfe und die giftigsten Pflanzen ausreutet. Und das tut der Herr gewiß, wenn wir nur mitarbeiten und mitkämpfen. Ich kann es ja wohl mit Dank gegen Gott Dir bekennen, daß kein Stück meines ganzen inneren Lebens ohne den bitterlichsten Kampf bis aufs Blut errungen ist. Mein natürlicher Mensch ist grundböse, ein wildes Meer, vom Sturm gejagt, in den Tiefen von Ungeheuern durchzogen. Und doch hat mir der Herr im Kampfe, der gar nicht immer treu geführt ist, geholfen, daß der natürliche Mensch überwunden und gebunden ist. Daß er noch manchmal murrte und knurrt, schreckt mich nicht; die Gnade des Herrn hält mich ganz sicher und breitet ihren Frieden über meine Seele. Ich habe Zeiten des Kampfes gehabt, wo ich jeden guten Gedanken erst durch das Ringen der Seele, die durch Gottes Gebot sich gebunden fühlte, erstiegte. Und nun ist mir doch vieles, was mir als Pflicht so schwer war, in die freudige Liebe hineingewachsen, daß ich's mir kaum noch vorstellen kann, wie das einmal der Siegespreis eines großen Kampfes war. Lieber Schatz, ich habe manchmal mit meinem Denken und Wollen wie an einem tiefen Abgrund gestanden und hätte mich am liebsten in das große Nichts hineingestürzt. Aber aus den Tiefen glänzte mir das Gnadenantlitz des Heilandes entgegen; in diesen Tiefen habe ich alle Eitelkeit, allen Ehrgeiz, alle böse Lust, alle Eigengerechtigkeit versenkt, in diesen Tiefen habe ich mitten im Dunkel die Gnade meines Gottes gefunden. Noch oft genug tauchen in Gedanken die alten Gestalten auf, aber es sind Gespenster, die keine Macht haben und kaum einen Augenblick schrecken können. Unter dem Schirme des Höchsten sitzt sich's gut; mit uns ist Gott und sein Himmelreich."

Die Liebe zu seiner frommen, feinen Braut hat Stoecker in seinem Glaubensleben befruchtet; sie hat auch bei ihm einen Liederquell angeschlagen, der die Braut beglückte. Ein Beispiel aus den letzten Tagen vor der Hochzeit möge zeigen, wie tief der junge Pfarrer in die Gnade eingetaucht war:

Heut' ist in stiller Wochen
der allerstillste Tag,
da unterm Kreuz gebrochen
der Herr im Grabe lag.

Sein Sterben macht mich stille
vor Gottes Angesicht,
und seines Lebens Fülle
zieht mich empor zum Licht.

Mein Heiland hat verziehen,
was ich gesündigt hab,
nun will ich betend knien
an seinem heil'gen Grab.

Erst tiefe Grabesruhe,
dann herrlich Auferstehn!
Herr, mein Erlöser, tue
auch mir, wie Dir geschehn.

Laß mich der Erde sterben
und nach der Pilgerzeit
das ew'ge Leben erben
und Deine Herrlichkeit.

Im Ehestand hat das innerste Vertrauensverhältnis zwischen Mann und Frau erst rechte Tiefe gewonnen. Wir sehen das z. B. aus einem Briefe, den Stoecker an seine abwesende Gattin im Juli 1869 gerichtet hat:

„Ich habe über die Sünde gepredigt — „mich verlorenen und verdamnten Menschen“ war der Text — aber ganz innig und herzlich, gar nicht so schrecklich, wie die beiden Worte klingen. Es war mir, als wären die Leute recht ergriffen. Ich war es wenigstens; ich wäre ja auch verloren, wenn mich mein Heiland nicht gefunden hätte. Und wie manchmal verliert man sich doch. Verloren, verdamnt; und

gleich dahinter das Lied im höheren Chor: erlöst, erworben, gewonnen! So tief habe ich selten die Notwendigkeit und Wonne der Erlösung gefühlt, als am Schluß der Predigt heute. Wir haben doch an unseren Predigten für unser inneres Leben rechte Gnadenmittel. Wie rütteln sie einen auf; man steht auf der Höhe. Die Menschen sagen wohl: man muß so leben, wie man predigt. Wer kann das aber? Man versucht's und ringt danach; aber man bleibt darunter. Natürlich in der Predigt zeichnet sich das Ideal, zeichnet sich Christus. Er und er allein werde unser Leben, je länger, je mehr."

Darum hat Stoecker so herzergreifend, erwecklich und ermutigend gepredigt, weil er im verborgenen Leben von der Gnade zehrte und durch die Gnade wuchs.

Der Blick in die Welt

Es sagt der Mann, dem die Auen aeöffnet
sind. 4. Mos. 24, 3.

Es lag in Stoeckers Lebensführung begründet, daß sein Blick in die Weite ging. Er liebte sein Volk und Vaterland, er wollte ein Diener der Kirche werden und sah in ihr das Werkzeug des Reiches Gottes, das die Welt umspannt. So suchte er durch fleißiges Studium den Zustand seiner Zeit zu ergründen. Wie es bei einem Arzt die wichtigste Voraussetzung für seine Tätigkeit ist, die Art und Ursache des Leidens zu erkennen, so steht es auch mit dem Diener der Kirche. Das Evangelium wird nicht in einen luftleeren Raum hinein gepredigt, sondern stößt auf lebendige Menschen in ihrer besonderen Lage. Diese zu ergründen und zu erkennen ist die Aufgabe des Predigers.

Wie sieht es im Volke aus?

Wie sieht es in der Kirche aus?

Das waren die Fragen, die Stoecker sich stellte, über die er Klarheit zu erlangen wünschte. Johann Hinrich Wichern hat ihm dabei guten Dienst geleistet. Der hatte

die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen seit dem Revolutionsjahre 1848 darauf hingelenkt, daß im Völkerleben, auch in Deutschland, ein großer Umschwung sich vorbereite. Das Aufkommen der Maschine und als Folge davon der Aufschwung der Industrie hatte Menschenmassen zusammengeballt, aus ihrer Heimat weggeholt und damit entwurzelt. Vorher waren diese Industriearbeiter in ihrem Dorf von einer Gemeinschaft umschlossen gewesen, jetzt wohnten sie am fremden Ort unter fremden Menschen. Sie fühlten sich nicht mehr als Glieder einer Volksgemeinschaft. Wie Sandkörner nebeneinander liegen, ohne organische Verbindung, so wohnten die Industriearbeiter Tür an Tür in Mietskasernen neben anderen, mit denen sie nichts gemeinsam hatten, als äußere und innere Not. Es kam alles darauf an, diesen entwurzelten Menschen wieder eine innere Bindung an eine sie tragende Gemeinschaft zu verschaffen. Wenn das nicht geschah, dann bestand die Gefahr, daß die Stimmen der Revolution leicht durch das Ohr ins Herz drangen. Die Zeitverhältnisse trugen auch sonst das Ihre dazu bei. Der Unglaube hatte das große Wort in der Öffentlichkeit. Aus den Sälen der Universitäten und aus den Redaktionsstuben der Zeitungen ging unaufhörlich die Botschaft hinaus, daß der christliche Glaube eine veraltete Sache sei. Es gehörte zur Bildung, unkirchlich zu sein. Die Wasser fließen von oben nach unten. Herrschte oben die reine Diesseitigkeit oder gar der grobe Materialismus, warum sollten dann die Arbeiter noch an Gott und seinen Willen gebunden sein? „Ihr habt uns den Himmel genommen“, so konnten diese sagen, „jetzt wollen wir die Erde auch für uns haben!“ Die Reichtümer, die sich bei den Industrieherrn ansammelten, reizten die Begehrlichkeit der Masse. Kein Wunder, daß die sozialdemokratischen Führer Lassalle und Marx Anklang fanden. Die

Sprache des „Kommunistischen Manifests“: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ fand ihren Widerhall in Millionen von Herzen. Es gab wirklich Notstände, die jedes fühlende Herz empören mußten. Der Unglaube benutzte sie dazu, seine Giftsaat auszustreuen und den Umsturz aller Verhältnisse zu fordern. Wichern hatte deshalb statt des gottlosen einen christlichen Sozialismus gefordert.

Stoeker hat jahrelang die sozialen Verhältnisse studiert, hat Umschau gehalten in anderen Ländern, besonders auch die Entwicklung in England verfolgt. Was deutsche Gelehrte und Politiker zu diesen Fragen geäußert hatten, verarbeitete er innerlich und prüfte es an den Verhältnissen, in denen er selbst stand. Insbesondere hat er auch von Viktor Aimé Huber gelernt, der durch die Bildung von Genossenschaften der Entwurzelung der Arbeitermassen entgegenwirken wollte und die Aufmerksamkeit der Regierenden zu wecken trachtete. Aber weite Kreise waren mit Blindheit geschlagen und erkannten die Bedeutung der sozialen Umschichtung nicht, sahen keine Gefahr und dachten daher auch nicht an Abhilfe. Es ist Stoeker an seinem Teil beschieden gewesen, auf Grund seiner Erkenntnis der Lage und seiner heißen Liebe zu seinem Volk den Bann der Gleichgültigkeit zu brechen und es in der Öffentlichkeit allgemein zur Anerkennung zu bringen, daß die soziale Frage die entscheidende Frage der Zukunft sei, nicht nur für Deutschland, auch für die anderen Völker, ja für die ganze Menschheit.

Daß der Kirche hier eine ungeheure große und wichtige Aufgabe gestellt sei, mußte Stoeker ohne weiteres einleuchten, nachdem er einmal seine grundlegende Anschauung gewonnen hatte. Hatte die Kirche das schon erkannt? War die Kirche dazu in der Lage, die Aufgabe anzupacken? Es war Wichern geschenkt worden, die Gläubigen zur Arbeit

der Inneren Mission aufzurufen. Die Werke der Barmherzigkeit wurden an vielen Orten aufgenommen und verbreiteten viel Segen, linderten mandje Not, aber sie reichten nicht aus, um die Gefahr zu bannen, die aus der sozialen Umschichtung des Volkes und der daraus erwachsenden kirchlichen Entfremdung entstand.

Aber was kann die Kirche denn überhaupt hier tun? Stoecker hat darauf einmal später geantwortet:

„Nun, indem die Bibel jedem das Gewissen schärft und die Kirche den Reichen wie den Armen die Mahnung zuruft, ihre Pflicht zu tun, indem so in den Seelen der böse Wille bekämpft, der gute Wille geweckt wird, geschieht schon das Wichtigste und Notwendigste. Aber ich glaube in der Tat, daß die Kirche, besonders die evangelische Kirche, sich mehr hineinsetzen kann und muß in das soziale Leben, daß sie das Sittlich-Religiöse nicht loslösen darf von den leiblichen und materiellen Bedingungen, an welche es für gewöhnlich geknüpft ist. Ein Arbeiter, der in der Gegenwart kein rechtes Auskommen, für die nächste Zukunft keine sichere Existenz und für sein Alter keine Hoffnung hat, ein Familienvater ohne gesunde Wohnung und ein Christ ohne Sonntag: ein solcher Mensch, von der Schlangengift der Sozialdemokratie umgarnt und gegen die Verführung durch keinen Korporationsgeist geschützt, wird in den seltensten Fällen ein lebendiges Glied der Kirche, leicht aber ein Rekrut des Umsturzes werden. Steht es aber so, dann ist es Pflicht der Kirche, mit zu wirken, daß die sozialen Grundlagen geschaffen werden, auf denen sich ein gesundes Volksleben aufbauen kann.“

Stoecker stand jedoch mit dieser Erkenntnis noch sehr vereinsamt da, wenn ihm auch in einer Kirchenzeitung die Möglichkeit gegeben war, seine Anschauung einem größeren Kreise zu unterbreiten. Aufs Ganze gesehen, fühlte sich das Staatskirchentum noch gesichert. Eine einheitliche Gegenwirkung gegen die das ganze Volk bedrohende sozialistische Welle war schon deswegen nicht möglich, weil durch das Staatskirchentum die Kirche in eine große Anzahl von Landeskirchen zersplittert war. Der Hauptschaden aber saß

noch tiefer. In die Kirche selbst war der Geist der Aufklärung eingedrungen; er behauptete sich zäh, auch nachdem in der Erweckung des 19. Jahrhunderts die Zahl der zu Bibel und Bekenntnis stehenden Pastoren wieder zugenommen hatte, ja sogar schließlich die Mehrheit bekam, aber ein einheitliches klares Zeugnis vom Evangelium der Gnade könnte nicht in die große Öffentlichkeit hinein. Obendrein aber waren auch nicht einmal diejenigen einig, die im Glauben an Jesus, den Herrn und Retter, zusammengehörten. Auch da waren die Voraussetzungen für ein einheitliches Vorgehen gegen die drohenden Mächte nicht gegeben. Und schließlich war nicht zu verkennen, daß das Staatskirchentum sich lähmend auf alle freien kirchlichen Bewegungen im öffentlichen Leben legte. Gleich am Anfang seiner kirchenpolitischen Wirksamkeit stellte Stoecker zwei Grundsätze als unerläßlich für das Gedeihen aller kirchlichen Arbeit auf:

1. die Versöhnung der gläubigen Richtungen (damals der unierten und konfessionellen),
2. die Erringung der kirchlichen Unabhängigkeit vom Staat, zugleich mit der Umwandlung des Summepiskopats (Bischofsamt des Landesherrn) zum Patronat (Schutzherrschaft).

Nur so könne die Kirche der überaus schwierigen Aufgabe gerecht werden, zu welcher der Ruf des Herrn durch die Zeitverhältnisse an sie ergeht, das deutsche Volk wieder zu seinen Heiligtümern zurückzuführen.

Die Berliner Stadtmission

Suchet der Stadt Bestes und betet für sie
zum Herrn. Jer. 29, 7.

Als Stoecker sein Amt als Hof- und Domprediger in Berlin antrat, sah der von Meß her an rastlose Arbeit gewöhnte Mann sich nach mehr Arbeit um. Er war ja noch unbekannt und für Amtshandlungen daher noch wenig begehrt. Um so eifriger trieb er Seelsorge. Es währte nicht lange, so zog man ihn zu Predigten heran und zu Arbeiten der Inneren Mission. Er wurde z. B. Vorsitzender der Berliner Kleinkinder-Bewahranstalten. Die wichtigste Arbeit aber wurde ihm übertragen, als er den Vorsitz der Berliner Stadtmission übernahm. Sie wurde sein Lebenswerk, aus dem er immer neue Freude und Frische für seine öffentliche Wirksamkeit schöpfte.

Die Stadtmission hatte ihre Vorgeschichte, auf die wir kurz eingehen wollen.

Ein Kennzeichen des 19. Jahrhunderts war das Anwachsen der Großstädte. Durch die Abwanderung vom Lande wuchs die Bevölkerungszahl der Industrieorte, insbesondere der Großstädte so stark, daß die kirchliche Versorgung der entwurzelten Massen außerordentlich hinter dem Bedürfnis zurückblieb. Johann Hinrich Wichern, der Herold und Vater der Inneren Mission, hat dies klar erkannt und darum die Stadtmission ins Leben gerufen. In Hamburg hat er das Werk begonnen, in Berlin hat er es fortgesetzt. Aber da er in Berlin nicht beheimatet war, ging es hier nicht so vorwärts wie dort. Wichern gründete das Evangelische Johannesstift in Berlin als Brüderanstalt, zugleich mit dem Ziele, Stadtmissionsarbeit zu tun. Dank der Teilnahme der königlichen Familie konnte die Arbeit in beschränktem Umfange geleistet werden. Als das

Jahr 1874 mit der Einführung des Zivilstandes (der Standesämter) den ungeheuren kirchlichen Abfall offenbar machte, wurde ein neuer Anlauf genommen. Auf der einen Seite nahm der Central-Ausschuß für Innere Mission die Arbeit in die Hand, auf der anderen Seite Generalsuperintendent D. Brückner. Leider zeigte sich auch hier auf evangelischer Seite nicht die Einigkeit, die gegenüber den großen Notständen erforderlich war. Pastor Hoffmann (später in Genf), der Inspektor der Widernschen Stadtmission und Reiseagent des Central-Ausschusses, erzählt:

„Wie empfing mich bloß Brückner! Hu! Ein ganzes Hagelwetter von Liebenswürdigkeiten in reinstem Leipziger Dialekt fuhr auf mich hernieder. Ich sah in seiner Hand die Denkschrift des Central-Ausschusses über die Stadtmission. „Ja, was wollen Sie denn eigentlich hier in Berlin? Stadtmission treiben? Das ist ja dummes Zeug. Ich habe die rechte Stadtmission. Die Herren da (vom Central-Ausschuß) verstehen nichts von der Sache. In zwei Jahren sind die mit ihrer Stadtmission fertig und Sie auch.“ Bei dieser Unterredung mußte ich die ganze Zeit vor ihm stehen wie ein abzukanzelnder armer Sünder. Genau zwei Jahre darauf wurden in meiner Wohnung im Melancthonhause die beiden Stadtmissionen unter Stoedcker vereinigt. Wer fertig geworden war, war Brückner.“

Das war so gekommen: Einmal fehlten die Mittel, um das Werk aufrechtzuerhalten und auszudehnen. Sodann, der Gemeindefkirchenrat der Johanniskirche in Moabit protestierte einstimmig in den öffentlichen Blättern gegen das Werk des Generalsuperintendenten. Dort arbeitete ein Stadtmissionar als Gehilfe des gläubigen Pfarrers. Der liberale Gemeindefkirchenrat aber wollte nicht fremde Leute (die Stadtmissionare) in den Familien haben. Das sei nichts anderes als, nach Art der Jesuiten, die Geheimnisse des Hauses auszukundschaften. Daß Brückner als der oberste Kirchenbeamte von Berlin gegen den Willen der Gemeindebehörden die Arbeit festhielt, war nicht angängig. Er sah

ein, daß die Arbeit der Inneren Mission in Freiheit besser gedeiht als unter amtlicher Leitung. Stoecker hatte von Anfang an sich zur Mitarbeit bereit gezeigt. Jetzt erhielt er den Auftrag, die beiden Stadtmissionswerke zu vereinigen.

Am 9. März 1877 geschah die Vereinigung und damit die Neugründung der Berliner Stadtmission, die das Lieblingswerk Stoeckers geworden ist. Zuerst teilte er seine geistliche Wirksamkeit noch zwischen Domgemeinde und Stadtmission. Als er aus jener geschieden war, gehörte er ganz seiner Stadtmission, der er den Stempel aufgedrückt und zu hoher Blüte geholfen hat. Gott gab ihm die frohe Glaubenszuversicht, die zur verantwortlichen Leitung eines solchen Werkes immer nötig ist. Einer seiner Amtsbrüder am Dom sagte ihm einmal: „Wie können Sie nur die Verantwortung tragen für so viele Familien ihrer Stadtmissionare? Ich könnte keine Nacht ruhig schlafen.“ Stoecker antwortete: „Ich habe noch keine Nacht unruhig geschlafen.“ Der Entschluß, die Stadtmission zu übernehmen, war an seinem Betpult gefaßt worden. Im Gebet brachte er die Sache der Stadtmission vor Gott und erlangte die Gewißheit der gnädigen Durchhilfe. So ging es vorwärts. Das Grundstück am Johannistisch, das bis zur Johanniterstraße reichte, mit einem großen Garten und einem Theatersaal, in den Gründerjahren erbaut, durch den großen Börsenkrach stillgelegt und entwertet, wurde erst von der Christlich-sozialen Partei und dann von der Stadtmission erworben und bildete ihr Hauptquartier. Ein großer Bazar, an dem die Prinzessin Wilhelm, die spätere Kaiserin Auguste Viktoria, hervorragenden Anteil hatte, brachte die Summe auf, ein Asyl für entlassene Strafgefangene am Johannistisch zu bauen. Die regelmäßigen Konferenzen der Stadtmissionare fanden am Hauptquartier statt. Die Versandstelle, später Buchhandlung der Berliner Stadt-

mission, wurde dort eingerichtet. Die „Sonntägliche Predigt“ (Stoeckerpredigt), das Wochenblatt „Der Sonntagsfreund“, die Stadtmissionsblätter, das Evangelisationsblatt „Kraft und Licht“ wurden dort versandt. Ein großes Druckereigebäude entstand, ein Hospiz wurde eingerichtet, kurz, eine Fülle von Arbeit wurde hier geleistet. Aber die Hauptarbeit verteilte sich auf die verschiedenen Bezirke von Berlin.

Stoecker schärfte es seinen Mitarbeitern (Brüdern) ein, daß die Grundlage aller Stadtmissionsarbeit der Hausbesuch sei. Die Kinder, die man dabei antraf, wurden zum Kindergottesdienst (Sonntagsschule) eingeladen. Dafür mußten Räumlichkeiten beschafft werden. Säle wurden gemietet, diese dienten natürlich nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen als Versammlungsraum. Die angeregten Seelen, die man bei den Hausbesuchen getroffen hatte, wurden zu Bibelstunden eingeladen. Neben die Mission durch das mündliche Wort trat von vornherein das gedruckte Wort (Blätterverteilung) und neben diese beiden das gesungene Wort. Die in früheren Zeiten gepflogene Übung des Kurrendegesanges lebte wieder auf. Eine Zeitlang waren es sieben Chöre von sangesfreudigen Knaben, die unter Leitung ihrer Stadtmissionare auf den Höfen der Berliner Mietskasernen ihre Gesänge zur Ehre Gottes erschallen ließen. Wie viele unter den Hunderten von Menschen, die rings um einen solchen Hof wohnten, hatten es verlernt, den Gottesdienst zu besuchen. Jetzt kam Gottes Wort zu ihnen, und sicher ist es in vielen Fällen nicht vergeblich gewesen. Ergreifende Beispiele konnten die Stadtmissionare berichten, wie das gesungene Wort Sterbenden zum Trost, Verirrten zur Wegweisung, Verhärteten zur Erweckung geworden ist.

Stoeker hat in seiner Stadtmission nie etwas anderes gesehen als eine Hilfsarbeit der Kirche. Er nannte sie „berufsmäßige Laienhilfe in der Seelsorge und Evangelisation innerhalb der Massengemeinden der Reichshauptstadt“. Ein politischer Gegner Stoekers, der bekannte Professor Dr. Rudolf Virchow, sagte einmal: Er glaube, daß die evangelische Kirche eine Einrichtung brauche, die zwischen dem Volke und der Kirche eine Brücke bilde. Er nannte das das Apostolat des kleinen Mannes. Die Stadtmissionare, die selber vielfach aus den unteren Volksschichten stammten und in einer Brüderanstalt ihre Ausbildung empfangen hatten, standen dem Volke näher als die akademisch gebildeten Pfarrer. Natürlich gab es auch bildungsstolze Menschen, die es für unwürdig hielten, aufgeklärte Berliner durch unstudierte Laienhelfer bekehren zu wollen. Einem solchen Einwand gegenüber hat Emil Frommel einmal die treffende Antwort gegeben: „Wenn jemand am Ertrinken ist, so wird es doch einerlei sein, ob ihn ein geprüfter Schwimmmeister oder irgendein anderer aus dem Wasser zieht – wenn der Arme nur wirklich herausgezogen wird –.“

Auf den regelmäßigen Konferenzen der Stadtmissionare ließ sich Stoeker von den Stadtmissionaren ihre Erfahrungen berichten und gewann dadurch immer aufs neue tiefen Einblick in die Nöte der Großstadt. Daraus empfing er auch stets neue Anregungen zu neuen Aufgaben. Die Darbietungen aus Gottes Wort, mit der jede Konferenz eingeleitet wurde, die Gemeinschaft des Gebets, die brüderliche Aussprache stählten den Stadtmissionaren den Mut, erweiterten ihren Gesichtskreis, zeigten ihnen neue Ziele und schloß sie zu einer Gemeinschaft zusammen, wie sie nicht oft im Bereich der evangelischen Kirche Deutschlands zu finden war; „die einzige Synode in Berlin, bei der die Einig-

keit im Geist durch das Band des Friedens stets aufrecht erhalten wurde", wie Stoecker gelegentlich sagte.

Es war für die Stadtmission eine begreifliche Notwendigkeit, neue Freunde zu gewinnen und die schon gewonnenen zu pflegen. Zu dem Zweck wurden Hilfsvereine begründet, die sich die dauernde Unterstützung des Missionswerkes zur Aufgabe machten. In Berlin waren es namentlich Frauenvereine. In den Provinzen wurden regelmäßige Jahresfeste der dortigen Hilfsvereine veranstaltet, zu denen Stoecker selber oder einer der Inspektoren hinreiste, um über die Stadtmission zu berichten. Stoecker sann noch auf andere Wege, um die Mittel für den Unterhalt der immer zahlreicher werdenden Arbeitskräfte aufzubringen. Er begründete in Berlin Christliche Hospize, in denen die auswärtigen Freunde der Stadtmission gern einkehrten und auch so das Werk unterstützten. Je bekannter die Arbeit wurde, desto mehr erkannte man auch ihre Notwendigkeit an. Daher gelang es Stoecker, bei den Generalsynoden eine jährliche Kirchenkollekte in allen Gemeinden der Landeskirche für die Stadtmission zu erwirken.

Auf so verschiedenen Wegen flossen die Geldsummen zusammen, die das Werk erforderte. War die Jahreseinnahme bei Stoeckers Beginn der Arbeit 11 000 Mark gewesen, so betrug sie nach fünf Jahren 78 000 Mark und überschritt im Laufe der Zeit 200 000 Mark. Der Segen war offenbar, den Gott auf Arbeit und Gebet der Stadtmission gelegt hatte.

Der Kampf um die Reichshauptstadt

Der Herr mit dir, du streitbarer Held.

Richter 6, 12.

Als Stoecker am 18. Oktober 1874 im alten Dom eingeführt wurde, lag der Glanz des jungen Kaisertums über der Reichshauptstadt. An der Spitze des deutschen Volkes stand der ehrwürdige fromme Kaiser Wilhelm I. Die Regierungsgeschäfte leitete der gewaltige Kanzler Fürst Bismarck. Von Jahr zu Jahr wuchs die Einwohnerzahl Berlins und stieg bald ins Ungeheure. Der Milliardensegens, den die französische Kriegsschädigung nach Deutschland hineingeleitet hatte, brachte nur Unsegen. Es kam die Gröndezeit. Die Industrie entwickelte sich sprunghaft. Der Tanz um das goldene Kalb wirkte ansteckend und verwüstend auf das innere Leben des Volkes. Der Liberalismus, der sich am Diesseits völlig genügen ließ und weithin im Materialismus versank, beherrschte das öffentliche Leben, beherrschte auch die Politik. Am 1. Oktober 1874 war das Zivilstandsgesetz in Kraft getreten. Grundsätzlich hatte damit die Staatskirche aufgehört, zu der jedermann von Kind auf gehörte, wenn er sich nicht später aus ihr ausdrücklich löste. Nun brauchte man bei der Heirat nicht mehr den kirchlichen Segen einzuholen; die bürgerliche Eheschließung fand ja vor dem Standesbeamten statt. Nun brauchte man sein Kind nicht mehr taufen zu lassen. Es wurde ja in die Listen des Standesamtes eingetragen. Nun mußte es sich zeigen, wie weit das Volk noch an seiner Kirche festhielt. Und es wurde erschütternd offenbar. Kaum die Hälfte der Kinder wurde in den nächsten Jahren zur Taufe gebracht, und eine liberale Zeitung begrüßte mit Hurra die ersten 10000 Heiden in Berlin. Nur etwa der fünfte Teil aller Eheschließungen wurde von der kirchlichen Trauung begleitet. Durch den Kulturkampf und zwar durch die Art

seiner Führung waren alle bösen Geister wachgerufen. Man freute sich in den gebildeten Kreisen, außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können. In den unteren Schichten der Bevölkerung übte die Sozialdemokratie ihre Herrschaft aus, in den oberen Schichten durch die liberalen Zeitungen der mit dem Judentum verbündete Liberalismus. Stoecker fand bei seinen seelsorgerlichen Besuchen, daß auch die Männer, wenn sie im Einzelgespräch aus sich herausgingen, keineswegs Feinde des Christentums und der Kirche seien. Aber sobald sie in die Versammlungen der Partei kamen, waren sie dem Einfluß der Gottlosigkeit sofort verfallen. In Fabriken und Werkstätten herrschte der Terror der Kirchenfeinde. Der begabteste und wildeste Redner der Sozialdemokratischen Partei war damals der Buchbinder Johann Most. „Den Himmel überlassen wir den Pfaffen und den Späßen“, brüllte er einmal in einer Versammlung gegen seinen Gegner hinaus. Gegenüber der herrschenden Gottlosigkeit waren die kirchlichen Kreise entmutigt und ratlos. Was sollte werden? Aber in Stoeckers Herzen flammte das Wort: „Wer glaubt, der flieht nicht.“

Im Winter 1877 bat er eine Anzahl ernstgesinnter, christlicher Männer in sein Sprechzimmer im Dompfarrhaus, Hindersinstraße 7. Er schilderte die Not des Volkes, die trostlosen Zustände in der Reichshauptstadt. Er wurde selber darüber so bewegt, daß er die Tränen nicht zurückhalten konnte und schloß etwa so:

„Meine Herren und Brüder, die Zustände, die ich Ihnen geschildert habe, schreien zum Himmel, und fordern alle, die ihr Volk und ihre Kirche lieb haben, zur Arbeit und zum Kampf heraus. Darum habe ich Sie hierhergerufen, um mir zu helfen, ich allein kann es nicht. Ich will auch nicht ohne Gott den Herrn tun, was ich vorhabe. Er ist mein Zeuge, wie ich an dieser Stelle (er wies auf sein Betpult) auf den Knien mit ihm gerungen habe um Weisung und Hilfe von

ihm. Ich bin mir wohl bewußt, wie schwer die Aufgabe ist, die ich mir gestellt habe, aber sie muß getan werden, und Sie alle, jeder an seinem Teil, müssen mit helfen."

Nach lebhafter Aussprache schloß die Versammlung mit herzandringendem Gebet. Dieser Abend — so erzählt Stadtmissionar K o h r b a c h als Augen- und Ohrenzeuge — war die Geburtsstunde der Lebensarbeit Stoeckers.

Er beschloß mit einigen Gesinnungsgenossen eine Partei zu gründen, die den berechtigten Anliegen der unteren Schichten entgegenkommen, aber die Gottlosigkeit und Staatsfeindlichkeit der Sozialdemokratie bekämpfen sollte. Zu dem Zweck ließ er durch einen Beauftragten für den 3. Januar 1878 eine öffentliche Versammlung zur Gründung einer Christlich-sozialen Arbeiterpartei nach dem „Eiskeller“, einem großen Saal im Norden Berlins, einberufen.

Stoecker hat den Tag der „Eiskeller“-Versammlung als den größten seines Lebens bezeichnet. Er trat vor eine Versammlung, die fast ausschließlich aus Anhängern der Sozialdemokratie bestand. Seine Gegner wollte er gewinnen. Er stellte sich ihnen vor als einer, der aus der Mitte des Volkes stammt und für die Not der Volksgenossen ein Herz hat. Er sagte ihnen u. a. so:

„Die Existenz der Arbeiter muß gesichert werden. Auch ihre Invaliden müssen versorgt sein, auch ihre Witwen und Waisen sollen Brot haben. Aber das ist Ihr Unglück, meine Herren, Sie haben Ihren Sozialstaat im Kopfe. Und wenn man Ihnen die Hand bietet zu Verbesserungen, wenn man Ihnen helfen will, dann weisen Sie das höhnisch zurück und sagen: ‚Wir sind mit nichts zufriedenzustellen, wir wollen den Sozialstaat.‘ Damit verfeinden Sie sich die anderen Klassen, und der Haß verdirbt alles... Ja, meine Herren, Sie hassen Ihr Vaterland. Aus Ihrer Presse glüht dieser Haß schrecklich heraus. Und das ist schlecht. Das Vaterland hassen, das ist, wie wenn einer seine Mutter haßt. Aber Sie hassen auch das Christentum, Sie hassen das Evangelium von der Gnade Got-

tes. Man predigt Ihnen den Unglauben, man lehrt Sie den Atheismus, und Sie trauen den falschen Propheten. Meine Herren, ich habe schon am Sterbebette vieler Arbeiter gestanden und habe den schweren Kampf mit dem Tode gesehen. Aber wenn ich die Heilige Schrift aufschlug, ihnen Gottes Wort vorlas und mit ihnen betete, dann wurde der Kampf leichtester. Wollen Sie als Arbeiterpartei wirklich eine geschichtliche Bedeutung gewinnen, dann dürfen Sie das Edelste, was bisher in der Brust des Menschen gelebt hat, die Liebe zu Gott und die Liebe zum Vaterland, nicht totschiagen. Eins aber erbitte ich zum Schluß von Ihnen. Wenn Sie in Ihren Blättern wieder die schöne Rede von Pfaffen lesen, die das Volk nicht lieb haben, dann glauben Sie der Lüge nicht. Ich meine es treu, ehrlich und gut mit dem Arbeiterstande, so wahr mir Gott helfe!"

Johann Most gab mit seiner wilden Beredsamkeit sogleich die Antwort und riß die Versammlung, die stark unter dem Eindruck der Rede Stoeckers gestanden hatte, zur gegenteiligen Stimmung fort.

„Selbst wenn das gesamte Pfaffentum die Sonne verfinstern und wie ein Heuschreckenschwarm heranstürmen sollte, so würden sich die sozialdemokratischen Arbeiter nicht von ihren Wegen und Zielen abbringen lassen. Die Sozialdemokratie werde an die Stelle der heutigen rabenmütterlichen Gesellschaft eine neue setzen. Die Tage des Christentums seien gezählt, und den Priestern könne man nur zurufen: Macht Eure Rechnung mit dem Himmel. Eure Uhr ist abgelaufen.“

Im Anschluß an Most's Rede wurde einstimmig eine Entschliebung angenommen, die die Gründung einer Christlich-sozialen Arbeiterpartei ablehnte.

Der „Vorwärts“, das sozialdemokratische Parteiblatt, schrieb:

„In einer öffentlichen Versammlung haben Mucker und Finsterlinge gewagt, vor dem Volke aufzutreten und in heuchlerischer Liebe zum Volk den Versuch gemacht, die Massen von ihrem heiligen Emanzipationskampfe abtrünnig zu machen. Die wundergläubigen Befenner eines persönlichen Herrgotts, wie eines gehörnten und geschwänzten Teufels, glauben die Not des armen Mannes, die Verzweiflung der Fabrikklaven zu einem ergiebigen Raubzug für die schwarze Rotte

fäulenheiliger Priesterknechte ausbeuten zu können. Noch nie ist dem intelligenten arbeitenden und gewerbesleißigen Volke Berlins eine größere Beleidigung angetan worden als mit dieser Zumutung. Masfenaustritt aus der Landeskirche, das sei für den der Sozialdemokratie angetanen Schimpf die einzig und allein entsprechende tausendfach zu wiederholende Antwort."

Die Parteimitglieder versagten sich jedoch der Aufforderung zum Kirchenaustritt. Es wurde keine Bewegung daraus. Die Anhänglichkeit an Christentum und Kirche war noch nicht erstickt. Ebenso befolgten die Parteimitglieder nicht das Verbot, christlich-soziale Versammlungen zu besuchen. Die nächste Versammlung galt der Gründung der Christlich-sozialen Partei unter Veröffentlichung ihres Programms. Stoecker erzählt davon in seinen Lebenserinnerungen:

„Der Saal war mit 1500 Besuchern angefüllt. Die eine Hälfte bildeten Sozialdemokraten, die andere christliche Freunde. Aus den Reihen der ersteren ertönte ein betäubender Lärm, nicht bloß bei den Worten „Gott“, „Christus“, „Sünde“, auch bei der Erwähnung des Gewissens, der Vaterlandsliebe und der Tugend entstand ein wahres Geheul. Kurze Ansprachen von beiden Seiten folgten meiner Rede; erst spät in der Nacht schloß die Versammlung. Die, welche ihren Beitritt zur Partei erklären wollten, wurden aufgefordert, dazubleiben. Die Sozialdemokraten schrien: „Auch dableiben“; sie sangen die Marseillaise. Ich stellte mich hochaufgerichtet auf die Tribüne und sagte: ‚Wir singen: Ein feste Burg ist unser Gott‘. Dies Lied errang den Sieg, ein großer Moment, in welchem zwei Geister in der Luft miteinander kämpften. Über 300 meldeten sich an dem Abend zum Eintritt in die Partei, die Hälfte Sozialdemokraten.“

Der Anfang der christlich-sozialen Bewegung war da.

Schwerer noch als der Kampf mit der Sozialdemokratie wurde der mit dem Judentum. Die Reichshauptstadt wurde von ihm und dem mit ihm verbundenen Fortschritt beherrscht. Der Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann war ein Jude. Die jüdisch geleitete Presse, besonders das „Berliner Tageblatt“, die „Bosische Zeitung“

und der „Börsen-Courier“ waren sofort gegen den kühnen Hofprediger wütend vorgegangen, der es gewagt hatte, in öffentlicher Versammlung für Christentum und Kirche einzutreten. Der Stadtverordnetenvorsteher hatte, allerdings ohne Namensnennung, aber mit deutlichem Hinweis auf Stoecker und seine Bestrebungen sich so geäußert:

„Die kirchliche Reaktion nimmt einen kühnen Anlauf. Schon erheben sich nicht mehr die Dunkelmänner gewöhnlichen Schlags, sondern die wirklichen Kegerrichter, die am liebsten die Andersgläubigen auf Scheiterhaufen verbrennen möchten und in Ermangelung dessen statt der Liebe, zu der sie verpflichtet, nur Haß und Zwietracht predigen. Gott möge sich nicht nach ihren Taten richten und noch weniger nach ihren Worten; denn ihre Zunge ist wie die der giftigen Viper und ihr Atem ist wie der Hauch des Sumpfes, in dessen Miasmen das Leben hinsiecht.“

Das war nur einer der vielen beleidigenden Angriffe, die Stoecker widerfuhr und ihn nötigten, den Kampf gegen die Übermacht des modernen Judentums aufzunehmen. Am 19. September 1879 stellte er in einer Versammlung der Christlich-sozialen Arbeiterpartei Forderungen an das moderne Judentum. Sie lauteten:

Ein klein wenig bescheidener!

Ein klein wenig toleranter!

Etwas mehr Gleichheit!

Er begründete diese Forderungen sachlich. Die erste Forderung: Ein klein wenig bescheidener!

„Wir leugnen nicht, daß Israel die Erkenntnis des persönlich einigen Gottes durch das Altertum wie eine heilige Flamme getragen hat, bis Christus kam und den vollkommeneren Glauben, den reicheren Gottesbegriff und die höhere Wahrheit brachte. Aber es ist doch eine historische Tatsache, daß das Volk Israel immer und immer wieder in den größten Götzendienst zurückfiel. Israels Verdienst ist es wahrlich nicht, daß die Lehre von dem einigen Gott der Welt erhalten blieb, sondern Gottes Gnade. Das ist ihr Verhängnis, daß sie an Christo gescheitert, ihren göttlichen Kurs verloren, ihre hohe

Mission preisgegeben haben und nach dem schneidigen „Entweder – Oder“ des Herrn Jesus „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“, dem Götzen des Goldes, nachlaufen, weil sie die Wege Gottes versäumt haben.“

Dagegen hieß es im Lager der jüdischen Orthodorie: „Israel ist berufen, der ganzen Welt das Heil zu bringen, und die Zeit ist nahe; denn das Kreuz zerfällt, der Halbmond erlischt und die heidnischen Völker Asiens und Afrikas sind längst gegen die ererbten Götzen gleichgültig geworden.“ Hatte Stoecker nicht recht, wenn er die Forderung stellte: Ein klein wenig bescheiden er!?

Wer gab der zahlenmäßig geringen Minderheit das Recht, in dieser anmaßenden Weise der großen christlichen Mehrheit gegenüberzutreten und vollends mit Hohn und Spott über Christentum und Kirche herzufallen? Daher lautete die zweite Forderung Stoeckers: Ein klein wenig toleranter!

„Vollkommen beweisend (für die intolerante Parteilichkeit) ist der Umstand, daß die religiösen Streitigkeiten der jüdischen Parteien kaum je erwähnt, die Härten der jüdischen Altgläubigkeit nie berührt, die literarischen Angriffe gegen die Juden nie besprochen werden. Unsere Heiligtümer dagegen werden beständig in den Staub gezogen; die Synagoge ist durch das stille Einverständnis aller liberalen Zeitungsschreiber geschützt. Man zeige uns in der liberalen Presse auch nur einen einzigen Artikel, der das Versöhnungsfest oder den Talmudverein in der unwürdigen Weise behandelte wie das „Tageblatt“ den diesjährigen Bußtag, einen unserer heiligsten Tage, verspottet, wie die Berliner Judenpresse die lutherische Augustkonferenz heruntergerissen hat. Nur das Christentum muß sich diese Nichtwürdigkeiten gefallen lassen; diese Intoleranz ist unerträglich.“

Die Juden sind und bleiben ein Volk im Volke, ein Staat im Staate, ein Stamm für sich und eine fremde Rasse. In Berlin wohnen 45 000 Juden, soviel wie in ganz Frankreich, wie in ganz England. Das ist zuviel. Wenn sie wirklich mit uns verbunden wären, hätte die Zahl nichts Bedenkliches. Aber da jenes halbe Hun-

dertausend eine in sich geschlossene Gemeinschaft bildet, in guten Verhältnissen, in steigender Macht, mit einer sehr profitablen Verstandeskraft ausgerüstet, ohne Teilnahme für unsere christlich-germanischen Interessen, so liegt darin eine wirkliche Gefahr. In ihrem Besiz sind die Geldadern, Bank und Handel, in ihren Händen ist die Presse und unverhältnismäßig drängen sie sich zu den höheren Bildungsanstalten. Wir sind auf dem Wege, daß die öffentliche Meinung von den Juden völlig beherrscht, die Arbeit von ihnen völlig ausgebeutet wird. Der Auflösungsprozeß ist im Gange, nichts hält uns davon zurück, wenn wir nicht umkehren und Israel zur Umkehr veranlassen; und hier stellen wir unsere dritte Forderung. Das moderne Judentum muß an der produktiven Arbeit teilnehmen. *Bitte etwas mehr Gleichheit!*"

Niemand wird behaupten können, daß diese Forderungen Stoeckers unbegründet gewesen seien oder auf den Haß als Ursprung hingewiesen. Die Sorge um das Heil des deutschen Volkes, der gerechte Zorn über das Treiben des modernen Judentums hat Stoecker in den Kampf getrieben. Er hat weder Religion noch Rasse der Juden bekämpft, sondern die Gottlosigkeit des modernen, von Gott abgefallenen Judentums. Das Alte Testament hat er hochgehalten. Den Irrtum, daß das Christentum ein Produkt des Semitentums sei, hat er entschieden zurückgewiesen.

„Die Bibel ist kein Semitenbuch, sondern Gottes Wort.“ „Nicht durch den Semitismus, sondern trotz des Semitismus hat sich Gott an Israel offenbart.“ „Wir brauchen nur die Bibel zu nehmen und vom Anfang bis zum Ende durchzusehen, überall wo die Rede ist von diesem Volke ‚mit eisernen Adern und eherner Stirn‘, wird Israel gemahnt, gedroht, gestraft.“

„Gott schreitet durch die Sünde der Welt als der Offenbarer seines Heils: Das ist die Bedeutung der heiligen Geschichte. Aber er allein ist der Heilige, nicht die Menschen, die er erlöst.“

Der Liberalismus war der dritte Gegner, mit dem Stoecker um die Reichshauptstadt ringen mußte, der allmächtig herrschende Zeitgeist, der im wirtschaftlichen Le-

ben „das freie Spiel der Kräfte“ auf Kosten der Schwachen und Armen durchgesetzt hatte, und im geistigen Leben die Selbstherrlichkeit des Menschen verfocht, gegenüber der Verantwortung vor Gott und der Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Stoecker war selber einmal in jungen Jahren liberal gewesen. Die Feindseligkeit seiner liberalen Zeitung gegen die Kirche und jeden Einfluß des Christentums hatte ihn bald die Natur des entarteten Liberalismus erkennen lassen. Für diesen Liberalismus, der sich mit Mammonismus und Judentum verschwistert hatte, war das christlich-soziale Programm nach jeder Richtung unannehmbar, ja, ein Schlag ins Gesicht.

Da war gefordert: Die Gleichberechtigung der Arbeiter, ihre Vertretung durch obligatorische Fachgenossenschaften gegenüber den Arbeitgebern, Einsetzung obligatorischer Schiedsgerichte, Witwen- und Waisen-, Invaliden- und Altersversorgung;

zum Schutz der Arbeiter: Verbot der Sonntagsarbeit, Abschaffung der Arbeit von Kindern und verheirateten Frauen in Fabriken, Normalarbeitstag, angepaßt den Verhältnissen der Fachgenossenschaft, Schutz gegen gesundheitswidrige Zustände in den Arbeitsräumen und Wohnungen.

Vollends die Forderungen an den Geldbeutel schienen unerhört: Wiederherstellung der Gesetze gegen den Wucher, steigende Einkommen- und Erbschaftssteuer, Börsensteuer, hohe Luxussteuern.

Daß die Geistlichkeit aufgerufen wurde zu der sittlich-religiösen Hebung des gesamten Volkes, also nicht bloß der unteren Volksschichten, war eine Herausforderung der Kreise von Besitz und Bildung, ob sie auf den Lehrstühlen der Universitäten oder in den Sitzungszimmern der Regierungen oder in den Kontoren der Banken und Fabriken saßen.

Auf der ganzen Linie wurde dem herrschenden Zeitbewußtsein und den maßgebenden Kräften Kampf angesagt. Stoecker sah sein deutsches Volk am Abgrund, ohne dessen Tiefe zu ermessen. Da sprang er hinein. Er konnte nicht anders. Er wollte sein Volk retten.

Des Kampfes Fortgang

Wer glaubt, der flieht nicht. Jes. 28, 16.

Die „Eiskeller“-Versammlung war eine mutige Tat. Sie hatte ihre Folgen, denn Stoecker war nicht der Mann, der es bei einem Anfang bewenden ließ. Immer wieder rief er in neuen Versammlungen auf zum Kampf für Christentum und Kirche, für Volk und Vaterland. Seine mutige Tat fuhr wie ein Blitz hinein in eine schwüle, bange Zeit. Sie blieb nicht nur eine blendende und weckende Erscheinung; sie war ein Signal, das weithin gehört wurde, nicht nur in Berlin. Die Zeitungen trugen die Kunde hinaus, daß ein Mann aufgestanden war wider den Zeitgeist und die Fahne des Herrn Jesus Christus im öffentlichen Leben entrollt hatte. Wie dies Ereignis auf junge Menschen wirkte und ihnen eine Lebensrichtung gab, davon zeugt mancher Bericht seiner späteren Mitkämpfer.

Den Sozialdemokraten hat Stoecker es von Anfang an zum Vorwurf gemacht, daß sie Christentum und Kirche, König und Vaterland haßten. Was Wunder, daß sie ihren Haß nun ganz besonders gegen den Mannkehrten, der es wagte, diesen Haß als Unrecht vor aller Öffentlichkeit an den Pranger zu stellen. Soweit ihr Einfluß reichte, haben sie ihn beschimpft und bekämpft. Auch jenseits der Grenzen des deutschen Vaterlandes war Stoecker vor ihren Angriffen nicht sicher. In Genf wollten sie die Versammlung sprengen. Der Erfolg war freilich gegenteilig. Die

Genfer Pastoren verpflichteten sich daraufhin, der dortigen deutsch-lutherischen Gemeinde das Gehalt eines Stadtmissionars zur Verfügung zu stellen. Der sollte unter den zugewanderten deutschen Arbeitern Gottes Wort verbreiten. In London ist es den Sozialisten besser gelungen. Dort stürmten sie die Tribüne des großen Saales und nötigten Stoecker zur Flucht, bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er noch weitere Versammlungen hielte. Er hat es aber doch getan.

Glühender noch als die Feindschaft der Sozialdemokraten war die des modernen Judentums. Nicht weniger als 200 jüdische Flugchriften gegen Stoecker sind in Deutschland und sonst in der Welt erschienen. Was ihre Zeitungen zusammengelogen haben, übersteigt jede Vorstellung. Jedes Mittel war ihnen recht, um den Mann zu verderben, der zuerst die Judenfrage im öffentlichen Leben aufgerollt hatte. Ihm wurden alle Ausschreitungen in die Schuhe geschoben, die irgendwo in Deutschland oder sonst in der Welt mit Wort oder Tat geschehen waren, in Ungarn, in Polen, in Rußland. Zahllose Zuschriften mit Worten des Fluches sind ihm durch die Post zugegangen, und das Ende Hamanns am Galgen (Buch Esther 7, 10) wurde ihm in Aussicht gestellt. Je mehr die antisemitische Bewegung wuchs, leider oft nicht in Stoeckers Geist, desto mehr ging man darauf aus, Stoecker zu stürzen.

Die öffentlichen Versammlungen im Kampf mit der Sozialdemokratie hatten auch den Beifall des alten Kaisers, der gelegentlich seinen mutigen Hofprediger „unsern Lanzenbrecher“ nannte; nicht so freundlich stellte sich Bismarck, dem die sozialpolitischen Forderungen des christlich-sozialen Programms zu weit gingen. Die Zahl der Männer aber, die zu den großen Versammlungen eilten, wuchs ständig. Sie hörten hier die Botschaft, daß der Chri-

stenglaube nicht veraltet sei, sondern auch der Gegenwart etwas zu sagen habe. Die Herrlichkeit der Bibel wurde ihnen vor Augen geführt. Die Christen faßten neuen Mut, und viele wurden in ihrem Gewissen getroffen. Ein brandenburgischer Pfarrer schrieb später dem Hofprediger, daß er in einer solchen Versammlung den Entschluß gefaßt habe, seinem Kaufmannsberuf den Rücken zu kehren und sich mit zwanzig Jahren noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Er habe in einer Versammlung erkannt, daß er Gott und dem Vaterlande nicht besser dienen könne als in dem Beruf eines Zeugen des Evangeliums.

In den Stoecker-Versammlungen fanden sich alle Stände ein, besonders zahlreich auch die Studenten. Zielbewußt ging Stoecker darauf aus, auf die Versöhnung der Stände hinzuwirken, den Arbeitern das Bewußtsein ihrer vollen Anerkennung durch die anderen Schichten des Volkes zu geben. Zu diesem Zweck wurden auch gesellige Abende bei besonderen Gelegenheiten, z. B. an Kaisers Geburtstag, veranstaltet. Hier saß der Mann von Adel neben dem schlichten Handwerker, die vornehme Dame neben der Arbeiterfrau. Der frühere Oberpräsident von Kleist-Diekhof erzählt, daß ihm bei solcher Gelegenheit nach einer Ansprache, die er gehalten hatte, ein junger Arbeiter um den Hals gefallen sei. Hier ist der Ursprung der später allgemein üblich gewordenen Familienabende. Es war für viele eine Lust, an diesem Aufschwung des christlichen und vaterländischen Geistes teilzunehmen.

Stoecker wurde vielfach auch nach auswärts gerufen. Man wollte hören, welche Grundsätze er für das soziale Leben des Volkes aufstellte, und welche Aufgaben er der Kirche zuwies. Man wünschte seine Erfahrungen in der Reichshauptstadt auch für andere Städte fruchtbar zu machen. Man erkannte, daß sein Kampf gegen den herrschenden Zeitgeist,

den Liberalismus und seine prophetische Ankündigung des neuen sozialen Zeitalters von größter Bedeutung sei. Die Judenfrage vollends bewegte allenthalben die Gemüter. Die liberalen Zeitungen, vor allen Dingen die in jüdischen Händen befindliche Presse, entwarfen Zerrbilder des wortgewaltigen Hofpredigers. Sie sorgten dafür, daß die Säle sich allenthalben füllten und die Kirchen die Menge kaum fassen konnten, wenn Stoecker sprach. In Dresden, in Magdeburg, in Bielefeld, in Stuttgart, ja auch in der Schweiz, in Basel, in Bern, in Zürich wollte man den kühnen Mann hören. Es war immer dasselbe Bild. Die christlichen Freunde waren begeistert, die Gegner waren enttäuscht. Der Mann war ganz anders als er in den Zeitungen geschildert war, und viele wurden überwunden, wurden aus Gegnern Freunde Stoekers und seiner Arbeit in der Reichshauptstadt. Bewunderung und Staunen machten ihn in wenigen Monaten und Jahren zu einer Größe, die man weit über unser Vaterland hinaus beobachtete. Vollends galt dies, als er auch von den christlichen Ravensbergern in den Preussischen Landtag und von den frommen Arbeitern im Siegerland in den Reichstag gewählt wurde. Da wurde nicht selten das Rednerpult zur Kanzel. Die Forderungen des christlichen Glaubens an das staatliche Leben, die Grundsätze des Evangeliums, Gerechtigkeit und Liebe, hat Stoecker hier mit ruhiger Sachlichkeit, aber auch mit flammender Beredsamkeit vor Regierung und Volksvertretung ausgebreitet. In vielen Fragen vertrat er das christliche Gewissen und scheute sich nicht, die Kreise von Besitz und Bildung von ihrer Überheblichkeit zurückzurufen. Daß er auch den Vertretern der Sozialdemokratischen Partei ihr Unrecht vorhielt, war selbstverständlich.

Auch Bismarck erkannte die Begabung und den Mut des kühnen Hofpredigers an, aber er empfand auch, daß die-

fer Mann in seiner eigenen Überzeugung unerschütterlich sei und sich daher nicht zum Werkzeug seiner wechselnden Staatspolitik machen lasse. Daher zählte er in seinem Herzen doch zu den Gegnern, von denen wir weiter hören werden. Als man ihn einmal fragte, warum er denn eigentlich Gegner Stoeckers sei, gab er die bezeichnende Antwort: „Zwei hübsche junge Mädchen in einem Hause — das geht nicht.“ Bismarck war gewöhnt zu herrschen und duldete keine Selbstständigkeit neben sich. Als nach den Attentaten des Jahres 1878 durch das Sozialistengesetz die Ausweisung sozialdemokratischer Agitatoren ermöglicht wurde, hat Bismarck sogar angeregt, auch Stoecker aus Berlin auszuweisen. Aber Minister v. Puttkamer gab zur Antwort, das sei unmöglich; denn Stoecker sei überall als einer der königtreuesten Männer bekannt. Es ist für Stoecker immer schmerzlich gewesen, daß Bismarck nie mit ihm gesprochen hat, aber seine Bewunderung für die äußere Politik des Mannes, der die Einigung der deutschen Stämme unter Kaiser Wilhelm zustande gebracht hatte, blieb dennoch groß und unerschütterlich. Seine Gegnerschaft aber in der inneren Politik konnte er darum nicht aufgeben.

Um so mehr freute sich Stoecker, daß die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 in den Bahnen ging, die durch das christlich-soziale Programm in der großen Öffentlichkeit vorgezeichnet war. Es ging den Kaiser und seinem Kanzler darum, dem Vaterland neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes, auf den sie Anspruch haben, zu verschaffen. Unfall-, Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung wurden in Aussicht gestellt. Die sittlichen Fundamente des christlichen Volkslebens wurden betont usw. Bismarck verteidigte die Botschaft gegen den Vorwurf des Sozialismus.

Für ihn sei sie praktisches Christentum. Stoecker hatte nicht umsonst dessen Fahne hochgehalten.

Volksseelsorge

Da er das Volk sah, jammerte ihn desselben.
Matth. 9, 36.

Warum ist Stoecker in die Politik hineingegangen, was ihm soviel Kampf und Leid gebracht hat? Er hat an den damaligen Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich, die Antwort geschrieben:

„Vor Gott und meinem Gewissen darf ich versichern, was mich trieb, war die Verzweiflung um mein armes Volk, das ich in den Abgrund rollen sah, und die Liebe zu den Seelen, die ich retten wollte. . . Da habe ich denn unter Gebet und Flehen den Entschluß gefaßt, mitten hinein in die Sozialdemokratie zu gehen, den wilden Stier bei den Hörnern zu fassen und mit demselben zu ringen.“

Ein andermal schreibt er:

„Der Sozialdemokratie entgegenzuwirken war einfach eine seelengerliche Aufgabe von entscheidender Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Lag das Verführerische dieser Richtung darin, daß mit dem sozialen Köder die Menschenmassen gefangen, in den Atheismus (Gottlosigkeit) hineingeführt und in der sozialdemokratischen Partei dem Christentum völlig entfremdet wurden, so war es eine Pflicht des Seelsorgers, die sozialen Dinge darauf anzusehen, ob sie nicht auch zur Wiedergewinnung der Arbeiter zu benutzen seien, und ob nicht, wenn man den Verführten die soziale Wahrheit entgegenhielte, die irreligiöse Lüge verschleucht werden könnte. Und wenn, wie es auf der Hand lag, die persönliche Seelsorge nicht ausreichte, um an die einzelnen heranzukommen, weil die Partei ihre Glieder zu sehr umstrickt hielt, dann mußte es geradezu als eine Aufgabe der Seelsorger erscheinen, der Partei der Verführung eine Partei der Rettung entgegenzustellen.“

Aber nicht nur die Feindschaft gegen Kirche und Christentum war Hindernis der Seelsorge, sondern auch soziale Ver-

hältnisse, z. B. die mangelnde Sonntagsruhe. Stoecker sagte gelegentlich, daß er einem durch Wochen- und Sonntagsarbeit übermüdeten Handlungsgehilfen auch für sein notleidendes inneres Leben helfe, wenn er allen Handlungsgehilfen Deutschlands das gesetzliche Recht der Sonntagsruhe erkämpfe. Das war aber nur durch Politik möglich und, wie es damals in Deutschland stand, durch Parteipolitik. Stoecker hat das als einen sehr unerwünschten und verderblichen Zustand beklagt, daß in Deutschland die politischen Parteien eine bestimmte Haltung zur Kirche, leider meist eine gegnerische, festgelegt hatten. Es sollten vielmehr die gläubigen Christen in allen Parteien ihren Einfluß geltend machen können, aber es gab bestimmte Parteien, bei denen das unmöglich war.

Am schwersten hat er darunter gelitten, daß auch ernst christliche Kreise sein Wirken so wenig verstanden, billigten und unterstützten.

Abt D. Uhlhorn in Hannover erkannte zwar die gute Absicht und den Mut Stoeckers an, daß er in den öffentlichen Kampf eingetreten war. Aber er bedauerte, daß er nicht die Scheidung zwischen weltlichem und geistlichem Regiment beachte, die in den Bekenntnisschriften ausgesprochen sei. Die evangelische Kirche habe nur Predigt, Seelsorge, persönliche Hilfe in Gemeinde und Innerer Mission zu pflegen. Sie müsse Kirchen bauen, Gemeinden gründen, Gemeindegemeinschaften pflanzen und pflegen. Was darüber hinausgehe, sei katholisch. Religion und Politik dürfe nicht vermengt werden.

Die pietistisch gerichteten Gemeinschaftsleute erkannten zumeist die Wirksamkeit Stoeckers nicht an oder hielten sich von ihr zurück, weil sie nur die Arbeit an einzelnen Seelen für biblisch geboten und tatsächlich fruchtbar ansahen. Weder Jesus noch Paulus hätten sich mit der

Politik befaßt. Also sei dies auch für die Gegenwart maßgebend.

Beide Richtungen standen noch ganz im Bannkreis des Individualismus, der die damalige Zeit beherrschte. Sie verkannten den Zusammenhang des einzelnen mit seiner Umgebung, mit seinem Volk. Von einer Volksseele und Volksseelsorge wollten sie nichts wissen.

Wenn sie die Einzelseelsorge und die Bekehrung des Einzelnen betonten, so sagten sie wahrlich nichts gegen Stoecker. Denn wer hat für Einzelseelsorge in Berlin mehr getan als er durch seine Stadtmissionare? Wer hat entschiedener Bekehrung und Heiligung gepredigt als er?

Wenn der Bau von Kirchen, die Gründung von Gemeinden und ihre Pflege anempfohlen wurde, war das für Stoecker etwas Neues oder Fremdes? Wer hat in Berlin den Kirchenbau in Fluß gebracht? Das war er. Wir bringen darüber einen besonderen Abschnitt.

Aber wo wurden in den mächtig wachsenden Großstädten durch die Seelsorge alle einzelnen erreicht? Wer trieb Seelsorge an den Staatsmännern, Abgeordneten, Professoren? Sie hörten die Stimme des christlichen Glaubens erst, wenn sie aus der Öffentlichkeit zu ihnen drang. Die unerreichten Massen der unteren Schichten aber setzten sich mit dem Ruf Gottes erst dann auseinander, wenn die Fragen des Christentums und der Kirche Tagesgespräch wurden. Die Volksseelsorge durch die öffentliche Mission sollte nicht Ersatz, sondern Wegbereiterin der Einzelseelsorge sein.

Der württembergische Pietist Johannes Zimmermann, Professor in Korntal, hat das begriffen. Er schrieb nach einer Rede Stoeckers in Kassel:

„Ich fand, daß gerade unsere Evangelisationsbestrebungen eine Vorarbeit am Volksganzen, besonders an der Arbeiterwelt, recht

notwendig erscheinen lassen. Denn zu wenige Einzelpersönlichkeiten, allerdings die besten, werden unter sehr widrigen sozialen Verhältnissen den Weg des Lebens finden, wenn nicht vorher die Kräfte des Evangeliums durch den Dienst der Volkskirche in vielen Bäcklein ins Volk geleitet werden, und wenn nicht die soziale Arbeit, die Arbeit der Presse, der Apologetik usw. durch starke Strömungen die größten Klöße und Waden beseitigt, welche dem Volk fast unübersteigliche Hindernisse des Glaubens bieten."

Er sah daher in Stoecker und seinen Freunden Bundesgenossen.

Die Hauptursache für die ablehnende Haltung gegenüber seiner Tätigkeit im öffentlichen Leben sah Stoecker in der Furcht vor dem Kampf. Aber auf Jesus konnte man sich nicht berufen. Denn der hat gegen die in seinem Volke herrschenden Parteien offen und scharf gekämpft, weil sie Hindernisse für das Reich Gottes waren. Und Paulus war für die Pflichten der heutigen Christen und Gemeinden nicht maßgebend. „Denn die Welt vor damals kannte kein Volksrecht, keine Verfassung, keinen Anteil des Volkes an der Gesetzgebung und Regierung, kein allgemeines Wahlrecht.“ Daher haben die Christen als Staatsbürger die Pflicht, sich hier zu betätigen, und die Kirche hat die Pflicht, ihnen die Richtlinien für das Verhalten zu geben, ebenso wie für das Leben der Familie. Die Einzelheiten der Gesetzgebung sind nicht Sache der Kirche, sondern des Staates, wohl aber die Grundsätze. Gerechtigkeit und Liebe sollen sich auch im Volksleben auswirken. Das ist die allgemeine Forderung, die Stoecker öffentlich vertreten und, von den besten Fachmännern — wie Professor Dr. Adolf Wagner — beraten, auch in einzelnen Forderungen näher ausgeführt hat. Immer ging es ihm um das eine Ziel, sein geliebtes deutsches Volk nicht dem Unglauben zu überlassen und Mitarbeiter für diese Volksseelsorge im öffentlichen Leben zu gewinnen.

In harter Schule

Wenn du mich demütigst, machst du mich groß.
Ps. 18, 36.

Die Gegnerschaft gegen Stoeckers sachliche Forderungen im öffentlichen Leben setzte sich dauernd in Gehässigkeit gegen seine Person um.

Man bezahlte Journalisten dafür, Stoecker zu beschimpfen. Er sollte in Prozesse verwickelt werden, um ihn dem Kaiser zu verfeindeln. In einem dieser Prozesse hatte er im Laufe des Zeugeneides einen belanglosen Irrtum begangen. Der Irrtum wurde zum *Meineid* gestempelt. „*Meineidspaffe*“ war seitdem ein beliebtes Schimpfwort. Andere Prozesse liefen in erster Instanz für Stoecker ungünstig aus und wurden erst durch die oberen Gerichte zu Stoeckers Gunsten entschieden. Aber in der Zwischenzeit wurde das ungünstige Urteil als unanfechtbare Wahrheit in die Welt hinausposaunt und machte weite Kreise an ihm irre. Von der endgültigen Entscheidung erfuhr die Leserschaft der gegenriferischen Zeitungen entweder gar nichts oder nur so nebenbei. Aber die frühere Heze hatte ihre Spuren hinterlassen, ja sogar amtlich erhielt er einen Verweis, obgleich die Sache noch ungeklärt war.

Der stärkste Gegner, der schließlich Stoeckers Schicksal geworden ist, wurde *Bismarck*. Die mächtige vaterländische Bewegung, die Stoecker in der Reichshauptstadt entfacht hatte, hätte als solche Bismarcks Wohlgefallen haben müssen. Aber ihr Gegensatz gegen den Liberalismus störte ihn. Denn er wollte Konservative und Liberale im sogenannten „*Kartell*“ national zusammenschweißen. So legte er es darauf an, Stoeckers Einfluß zurückzudrängen. Mehr noch, Prinz Wilhelm und seine Gemahlin, der spätere Kaiser und die Kaiserin Auguste Viktoria, hatten an der Berliner Stadtmission Wohlgefallen und

wollten in anderen Großstädten die gleiche Arbeit fördern. Zu dem Zweck wurde eine Versammlung einberufen. Sie fand am 28. November 1887 im Generalstabsgebäude statt, in den Räumen des Grafen Waldersee. Sie hat unter dem Namen „Waldersee-Versammlung“ ungeheures Aufsehen erregt. Der Prinz hatte sich für den christlich-sozialen Gedanken ausgesprochen. Da der Kronprinz Friedrich Wilhelm tödlich krank war und man mit dem Ableben des alten Kaisers rechnen mußte, so glaubte Bismarck die Gefahr zu sehen, daß der künftige Kaiser sich durch ein Bündnis mit Stoecker die Gegnerschaft des Liberalismus, der Kapitalisten und vor allen Dingen des übermächtigen Judentums zum Schaden Deutschlands zuziehen werde. So ließ er durch die ihm ergebenen offiziellen Zeitungen den Feldzug eröffnen. Die freikonservative Post prägte das Schlagwort „Stoekerei und Muckerei“, die man bekämpfen müsse. Jüdische Blätter im Ausland brachten drohende Heßartikel. Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein zur Unterstützung der Stadtmissionen kam zwar zustande und wurde von dem späteren Kaiserpaar unterstützt. Stoecker aber war nicht im Vorstand, und Prinz Wilhelm zog sich vor Bismarck zurück. Jedenfalls wollte er durch die öffentliche Wirksamkeit des Hofpredigers nicht in Schwierigkeit mit Liberalismus und Judentum kommen und gab später ohne Dank Stoecker den Abschied als Hofprediger, als dieser nach Kögels Tode zusammen mit seinem Amtsbruder Schrader sich bei einer Familienfeier des königlichen Hauses mit Absicht übergangen fühlte und seinen Abschied erbat. Nun hatten die Gegner ihren Willen. Stoecker war gestürzt.

Aber die Gegner wurden enttäuscht; denn Stoeckers Kampf erlahmte nicht. Zur Förderung des sozialen Verständnisses in den führenden Kreisen, insbesondere auch in

der Kirche, reichte er seinen liberalen Gegnern, darunter auch Professor D. Harnack, die Hand im Evangelisch-sozialen Kongreß. Sein Mund verstummte weder in der Volksvertretung, noch auf der Generalsynode. Eben darum hörte auch die Feindschaft nicht auf. Stoecker sollte nicht nur um sein Amt, sondern auch um seinen guten Namen kommen. Mit dem Herausgeber der konservativen „Kreuzzeitung“, Freiherrn von Hammerstein, war Stoecker nahe befreundet. Mit ihm hatte er auch für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat im preußischen Abgeordnetenhaus gekämpft. Nun stellte sich heraus, daß der Mann ein Doppelleben geführt hatte, Ehebrecher war und große Summen veruntreut hatte. Man versuchte Stoecker in den Fall Hammerstein hineinzustoßen und verbreitete die Nachricht, daß er dessen Verfehlungen gekannt, aber vertuscht habe. Es war kein Wort davon wahr. Aber die Lüge schlich durch das Land und gab sich als Wahrheit aus, bis sie später gerichtlich entlarvt wurde, aber ihr Gift hatte schon gewirkt. Es kam noch schlimmer. Aus Hammersteins Akten wurde ein Privatbrief Stoeckers aus dem Jahre 1887 dem sozialdemokratischen „Vorwärts“ in die Hände gespielt, der sogenannte „Scheiterhaufenbrief“. Er stammte aus der Zeit, wo die konservative Partei im heftigen Kampfe gegen Bismarck stand und es sich darum handelte, den Kaiser in seiner Überzeugung gegenüber Bismarck zu stärken. In diesem Brief hatte Stoecker geschrieben:

„Prinzipiell wichtige Fragen wie Judenfrage, Martineum (Christliches Gymnasium in Breklum, Schleswig-Holstein), Harnack, Reichstagswahl im 6. Wahlkreise, die gewiß mit einem Fiasko der anti-sozialdemokratischen Elemente schließt, muß man ohne B. zu nennen, in der allerschärfsten Weise benutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er in diesen Angelegenheiten nicht gut beraten ist, und ihm den Schluß auf B. zu überlassen. Man muß also rings um das politische Zentrum resp. das Kartell S c h e i t e r h a u f e n a n-

zündeten und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten."

Als der Brief veröffentlicht wurde, hatte sich die politische Lage in Deutschland völlig verändert. Bismarck war nach seiner schroffen Entlassung der Nationalheros geworden, zu dem man nach Friedrichsruh wallfahrtete. Die äußere Politik des Kaisers stach ungünstig von der Bismarcks ab. Die sprunghafte Umkehr des Kaisers von sozialer Gesinnung zum Herrenstandpunkt und zur Unterdrückungspolitik des Freiherrn von Stumm hatte weithin Mißstimmung erregt. Jetzt schien es, als sei der Kampf gegen Bismarck im Jahre 1888 fast ein Verbrechen gewesen. Die selbst für Bismarck begeisterten Konservativen kehrten sich innerlich von Stoecker ab. Sie grollten ihm schon längere Zeit, weil in der Christlich-sozialen Partei, deren Führer Stoecker war, die sogenannten „Jungen“ unter Naumann und v. Gerlach in der Zeitung „Das Volk“ durch ihre angriffslustige Haltung gegen den Grundbesitz ihren Zorn erregt hatten. Es kam zum Bruch. Stoecker trat aus der Konservativen Partei aus und hatte nun in der Öffentlichkeit keinen Rückhalt mehr an den konservativen Tageszeitungen. Selbst der getreue „Reichsbote“ wandte sich von ihm ab.

Das Schwerste stand Stoecker aber noch bevor. Freiherr von Stumm, der damals das Ohr des Kaisers hatte, war ein wütender Gegner Stoeckers und machte sich in öffentlicher Rede die unwahren Verunglimpfungen Stoeckers zu eigen und berief sich dabei auf den Kaiser. Die Berliner „Post“ veröffentlichte, um den Streit zwischen Stumm und Stoecker zu einem für Stoecker ungünstigen Ende zu bringen, folgendes Telegramm des Kaisers an den Geheimrat Hinzpeter in Bielefeld:

„Stoeker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Un Ding. Wer Christ ist, der ist auch sozial; christlich-sozial ist Unsinn und führt zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinde kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht. Wilhelm I. R.“

Aber Stoeker ließ sich nicht einschüchtern. Er verklagte Stumm wegen Beleidigung und dieser wurde zu 300,— Mark Geldstrafe oder 20 Tagen Haft und zu sämtlichen Kosten verurteilt. Der Günstling Stumm hatte dem Kaiser einen schlechten Dienst geleistet. Stoeker selbst erklärte in öffentlicher Versammlung, daß seine monarchische Überzeugung trotzdem nicht erschüttert sei, brachte das Kaiserhoch aus und erklärte zugleich, daß er seiner Überzeugung treu bleibe. Er liebte den Kaiser und hat, solange er lebte, noch — freilich vergeblich — gehofft, daß dieser sein Unrecht einsehen werde. Stoeker hat nicht geendigt, sondern noch zehn Jahre lang im Segen gewirkt. Dagegen hat sich das prophetische Wort Bodelschwings, das er schon im Jahre 1885 an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm geschrieben und später noch einmal wiederholt hat, erfüllt:

„Jede Menschenvergötterung ist mir sehr zuwider, und darum kann ich für Stoeker selbst die erlittenen Demütigungen nicht so sehr bedauern. Sie mögen ihm nach Gottes Weisheit heilsam und nötig sein. Dennoch darf ich versichern, daß viele Tausende, ja wohl Hunderttausende deutscher Männer, die mit ganzer Treue zu Kaiser und Reich stehen und deren Urteil nicht auf dem betrügerischen Grunde eigener Weisheit, sondern auf dem ewigen Grunde göttlicher Wahrheit ruht, indem sie sich unter Gottes Wort beugen, meine Überzeugung teilen, daß unser Kaiserhaus wohl kaum einen tapfereren, hingebenderen und unentbehrlicheren Diener und Kämpfer hat als Stoeker, und daß, was er gelitten, was er zu hüzig gestritten, was er gefehlt und geirrt, seiner vielleicht zu heißen Liebe für seinen Kaiser, für Volk und Vaterland zuzuschreiben ist. Auch glauben wir alle, daß auf dem Kampfplatz, den Stoeker betreten,

auf dem christlich-sozialen Boden, der Entscheidungskampf der Zukunft liegt und daß, wenn das Banner sich im Kampfe neigen sollte, das er erhoben, auch die Tage des christlich-deutschen Kaiserreiches und die Tage unseres geliebten Hohenzollernhauses gezählt sind, was Gott in Gnaden verhüten werde.“

Gegenüber den Keulenschlägen, die in der großen Öffentlichkeit den verfehmten Hofprediger trafen, bedeuteten die Nadelstiche, die ihm sonst beigebracht wurden, wenig, aber er fühlte sie doch. Man verdrängte ihn aus dem Vorstand des Berl. Frauenbundes. Man ließ ihn bei der Einweihung der Friedenskirche nicht zu Worte kommen, obwohl sie ihm wesentlich ihre Entstehung verdankte. Das Kaiserpaar wäre sonst nicht erschienen. Man wollte ihn auf dem Kongress der Inneren Mission in Posen nicht predigen lassen, weil der Oberpräsident angekündigt hatte, er würde sonst nicht erscheinen — er kam dann aber doch. Man hat sogar versucht, die Stadtmission aus seiner Hand zu nehmen, aber der Vorstand setzte sich sehr entschieden zur Wehr.

Stoecker hat die vielen Demütigungen aus Gottes Hand hingenommen und sich nicht verbittern lassen. Er hat in der Schule Gottes wirklich gelernt. Die ihn näher kannten, haben gerade in Stunden der Demütigung seine innere Haltung bewundert und eben darin die ihm von Gott verliehene Größe erkannt.

Der Prediger

Ich glaube, darum rede ich. 2. Kor. 4, 13.

Der Prediger Stoecker ist der eigentliche Stoecker. „Hofprediger aller Deutschen“ (a. D.) haben ihn seine Freunde genannt, nachdem er den Abschied aus dem Amt des Hofpredigers genommen hatte. In der Tat, sein Zeugnis hat unendlich viele erreicht, soweit die

deutsche Zunge klingt. Er wußte sich von Gott berufen, das Evangelium zu predigen, nachdem ihm selbst die Kraft des Evangeliums offenbart worden war. Die großen Taten Gottes zu verkündigen, von der heiligen Liebe zu zeugen, die des eingeborenen Sohnes nicht verschont hat, um die sündige Welt zu retten, war sein tiefstes Anliegen. Die Herrlichkeit des Glaubens anzupreisen, der sich der freien Gnade Gottes unterwirft, und das neue Leben zu zeichnen, zu dem der Gläubige aufgerufen wird, wurde er nicht müde. Gott hat es ihm geschenkt, die herrliche Botschaft von der Gnade des Herrn Jesus Christus so vor den Hörern auszubereiten, daß jedermann es verstehen konnte. Als er seine ersten Predigten im Berliner Dom gehalten hatte, sagte der alte Küster: „Nun haben wir auch einen Prediger für die liebe Armut.“ Oberhofprediger Rudolf Kögel war der glänzende Redner, dessen Predigten jedesmal ein Kunstwerk bildeten. Hofprediger D. Baur war der gemüthvolle, sinnige Prediger für alle, die in dieser Richtung veranlagt waren. Aber Stoecker redete so, daß auch der schlichteste Mann und das einfache Dienstmädchen ihn verstehen konnte. Er wußte es selbst und wollte es nicht anders, daß seine Predigten „keine Lefterbissen für Feinschmecker“ waren. Aber sie waren darum nicht weniger tief, weil sie immer aus dem Worte Gottes lebendig geschöpft wurden. Man hätte sich geirrt, wenn man der Meinung gewesen wäre, nur die armen Leute hätten sich zu Stoeckers Predigten hingezogen gefühlt. Das Bild war ganz anders, das die Gemeinde im Dom und später in der Stadtmissionskirche bot. Es fiel vor allen Dingen auf, daß so viele Männer die Predigten Stoeckers aufsuchten. Das hing mit seiner öffentlichen Wirksamkeit zusammen. Durch diese war er aller Welt bekannt. Auch den Neugierigen stand die Thür des Domes offen. Mancher war enttäuscht, wenn er gehofft

hatte, dem Volksredner dort zu begegnen. Er hörte vielmehr den Zeugen, der mit tiefem Ernst und mit heiliger Freude das Evangelium verkündigte und mit kindlicher Zuversicht den allmächtigen Gott im Himmel betend anrief. Von vielen ist festgestellt, daß Stoecker die Kanzel nie für politische Ziele in Anspruch genommen hat. Es ging ihm als Prediger allezeit darum, den Hörern den Weg zum Heiland Jesus Christus und damit zum ewigen Leben zu zeigen. Durch seine Predigten hat er viele gewonnen, die mit seiner politischen Tätigkeit nicht einverstanden waren. Das zeigte sich besonders, wenn er nach auswärts gerufen war, um bei Festen der Äußeren oder Inneren Mission die Predigt zu halten. Seine Feinde sorgten dafür, daß sein Kommen bekannt wurde. Sie warnten vor dem „Hexapostel“, dem „Fanatiker“, dem „Rekerrichter“ und wie die schönen Ausdrücke alle hießen, mit denen er bedacht wurde. Es wurde Tagesgespräch, daß er auftreten werde. Je mehr die Feinde warnten, desto größer wurde die Zahl der Männer, die diesen furchtbaren Menschen doch einmal hören wollten. Es ergab sich dann immer dasselbe Bild. Pastor D. Philipp erzählt aus seiner Jugend von einem solchen Erlebnis in Stralsund:

„An meiner Seite saßen zwei Stralsunder Kaufleute, die sich vor Beginn des Gottesdienstes lebhaft unterhielten. Beide lehnten Stoecker ab. Der eine kritisierte ihn scharf. Sie waren gekommen, nicht, um etwas über die Stadtmission zu hören oder sich zu erbauen. Sie wollten nur den Mann einmal sehen und hören, der in aller Munde war, den auch sie nicht gelten ließen, vielleicht gar hassten, weil sie den läugnerischen Anklagen ihrer Zeitung glaubten. Da betrat Stoecker die Kanzel, warf einen ernsten Blick auf die große, dichtgedrängt sitzende und stehende Gemeinde und begann mit einem innigen Gebet. Schon damit hatte er die große Zuhörerschaft in den Bannkreis seiner Gedanken gezogen, denn Stoecker konnte beten, und er hielt sie fest. Ich sah es auch an meinem Nachbar, er war ganz still und aufmerksam geworden. Bei einer Erzählung aus der Arbeit

der Stadtmission glänzte eine Träne in seinem Auge und — ich blieb an seiner Seite — auf den Kollektenteller legte er eine reiche Gabe. Er war überwunden, wie so viele andere, die als Feinde kamen und als Freunde gingen, sobald sie ihn nur einmal gesehen und gehört hatten.“

Stoecker hatte in England die Straßenpredigt kennengelernt; er war aber der Meinung, daß diese Art für Deutschland nicht geeignet sei. Jedoch der heilige Trieb, das Evangelium auch denen zu sagen, die nicht ins Gotteshaus kamen, kommen konnten oder kommen wollten, lebte auch in seiner Brust. So suchte und fand er Männer und Frauen, die bereit waren, gedruckte Predigten an sonntagslose Menschen zu verteilen. Im Konfirmandensaal des Dompfarrhauses versammelte sich eine kleine Schar, um durch Gebet sich für diesen Missionsdienst zu stärken, dann ging es hinaus auf die Straßen der Großstadt, die Verteilung an Droschkenkutscher, Postboten, Fabrikarbeiter usw. begann. Der kleine Vorrat gedruckter Predigten war schnell erschöpft. Das war am 1. Advent 1881. Für den nächsten Sonntag mußte man eine größere Zahl beschaffen. Predigten berühmter Redner wurden gedruckt, aber es stellte sich bald der Wunsch ein, Stoecker möge diese Predigten selber schreiben. Das hat er denn auch getan. Als man in den Provinzen von dieser Berliner Predigtverteilung hörte, wollte man den gleichen Weg gehen. Es gab ja überall Kranke, die den Gottesdienst nicht besuchen konnten, Sonntagslose, die durch ihre Arbeit ferngehalten waren, und wie viele, die sich dessen entwöhnt hatten, den Gottesdienst zu besuchen. Der Bedarf an Predigten stieg; sie waren ja so billig. Acht Seiten für einen Pfennig. Von Jahr zu Jahr wuchs die Höhe der Auflage, sie überstieg nach wenigen Jahren die Zahl 100 000. Die Blätter flogen Woche um Woche hinaus in die weite Welt; auch über die Grenzen

Deutschlands weg bis nach Amerika und Australien, bis Indien und Südafrika. So hat Stoecker bei seinen Lebzeiten wohl neben Spurgeon die größte Gemeinde der Welt um seine Predigt gesammelt. Es war gesunde Kost, die er den Lesern bot. Die gedruckte Predigt aber reichte begreiflicherweise bei weitem nicht an den Eindruck heran, den das mündliche Zeugnis machte. Immerhin hat Stoecker viele Beweise davon erhalten, daß das unscheinbare Predigtblatt Herzen und Gewissen traf. Es hat ihn tief bewegt, daß ein zum Tode verurteilter Mörder durch eine Karfreitagspredigt zu der Bitte bewogen wurde, sie auf dem letzten Gang mit sich nehmen zu dürfen. Gern hat Stoecker von einer anderen Wirkung erzählt:

„Auf dem Platz vor dem Anhalter Bahnhof war es. Dort hin pflegte eine Dame den Droschkenkutschern die Predigt zu bringen. Der eine nahm sie auch wiederholt an, bis er eines Sonntags der Überbringerin ausweicht und die Predigt ablehnt. Sie geht hinter ihm her, er läuft um den Wagen herum, schließlich legt die Dame die Predigt in den Wagen und fragt, warum er sie denn nicht nehmen wolle. „Nee, sagt er, wenn ich sie noch länger lese, muß ich mir ändern — und dett will ich nich.“ Stoecker glaubte aber, daß der Mann sich doch wohl noch geändert haben wird, „denn wenn einen das Gelesene einmal packt, läßt es nicht wieder los.“

Als Stoecker vom Dom schied, hat er selbstverständlich nicht aufgehört, das Wort Gottes zu verkündigen. Im großen Saal der Stadtmission am Johannistisch versammelte sich bald die Gemeinde regelmäßig am Sonntag, um das Wort aus seinem Munde zu hören. Aber der Saal war zu klein. So entstand der Plan, für Stoecker einen Predigtsaal zu bauen. Das Grundstück der Stadtmission war groß genug. Der Platz war also da, für das Baugeld sorgten die Freunde in Stadt und Land, an der Spitze der frühere Oberpräsident von Kleist-Neßow, unter den Freunden Stoeckers der treuesten einer. Die Stadtmissions-

Kirche oder Stoeckerkirche, wie sie genannt wurde, hat keinen Turm, aber sie faßt 1200 Sitzplätze und war bald ein Anziehungspunkt für eine große Gemeinde. Es war für Stoecker selbstverständlich, was zur damaligen Zeit in Berlin noch eine Ausnahme bildete, daß alle Plätze ohne Unterschied für jedermann zur Verfügung standen. Hier saß neben dem General der Fabrikarbeiter, neben der vornehmen Dame das Dienstmädchen. Aus allen Kreisen der Bevölkerung stammte die zahlreiche Gemeinde, die Stoecker vor sich sah und der er regelmäßig diente. Einen Sonntag im Monat hielt er sich frei für auswärtigen Dienst. Da wurde er von einem der Inspektoren der Stadtmission vertreten, ebenso während des längeren Sommerurlaubs. So hat er es gehalten, bis er am Totensonntag 1906 zum letzten Male seine Kanzel bestieg, ein zusammenbrechender Mann, aber bis zuletzt ein Zeuge von der Herrlichkeit des Herrn Jesus Christus und seiner Gnade in Zeit und Ewigkeit.

Die bloße Tatsache, daß man für Stoecker eine Kirche gebaut hat, die ihm zum persönlichen Eigentum übergeben, aber dann von ihm der Stadtmission übereignet wurde, ist ein Verweis für die außerordentliche Predigtgabe, die Gott ihm geschenkt hatte. Ein so urteilsfähiger Mann wie Professor D. Cremer in Greifswald, der Hunderten von Theologen ein Wegweiser zur rechten Predigtart gewesen ist, hat über Stoeckers Predigt so geurteilt:

„Es kann keiner, soviel ich auch gehört und gelesen habe, so Evangelium predigen, und zwar Evangelium, wie es heute gepredigt werden muß, wie er. Das steht fest. Dagegen sind wir alle nur Stümper. Er kann zeugen, er kann beten und nie wird er rhetorisch, sondern alles ist Einfachheit, und alles ist Erbarmen, und alles quillt aus lebendigem Brunnen und bedarf nicht der geschmückten Gefäße, um genießbar zu werden. Er ist in Berlin der einzige Mann, der ganz predigen kann.“

Wahrlich ein Zeugnis von der großen Gnade Gottes, die Stoecker zuteil geworden ist. Er hat den Ruf vernommen und in Treue weitergegeben.

Neue Bahnen in der Berliner Kirche

Pflüget ein Neues.

Jer. 4, 3.

Es sah überaus traurig aus, als Stoecker in das kirchliche Leben Berlins trat. Die Einführung der Standesämter machte es offenbar, wie groß der Abfall der Bevölkerung von der Kirche war. Der ehrwürdige Kaiser Wilhelm hatte in das Zivilstandsgesetz, das seinen persönlichen Anschauungen zuwiderlief, wenigstens den sogenannten Kaiserparagraphen eingefügt: die standesamtliche Handlung und Beurkundung berühre die kirchlichen Pflichten nicht. Aber die große Masse der Gebildeten und Halbgebildeten, sowie der unteren Schichten freute sich, ohne Belästigung durch die Kirche leben zu können. Als die nächsten Wahlen zu den kirchlichen Körperschaften in Berlin stattfanden, stellte es sich heraus, daß nur 2000 Männer für die Positiven gestimmt hatten, d. h. für Männer, die an Bibel und Bekenntnis, an Luthers Katechismus und dem Apostolischen Glaubensbekenntnis festhalten wollten. Viele erschrakten darüber, auch Stoecker. Aber er ließ es nicht bei dem Klagen bewenden, sondern faßte im Glauben den Entschluß, dagegen zu kämpfen.

Zunächst galt es, die Gründe für diesen kirchlichen Zustand zu erforschen. Da stellte er fest, daß es in Berlin an Kirchen und an Pfarrern fehle. Die Reichshauptstadt erfuhr einen ungeheuren Zuzug aus allen Provinzen, besonders aus Ostpreußen und Schlessien. Berlin wurde zur Millionenstadt. Aber für die Hunderttausende von Evangelischen, die herbeigeströmt waren, fehlte es an Kirchen und

Pfarrern. Diese Gemeinden entstanden, bis zu 100 000 Seelen und darüber, von wenigen Pfarrern bedient, deren Kraft in Amtshandlungen und Konfirmandenstunden erstickte. Von Seelsorge konnte keine Rede sein. Von 1870 bis 1890 sind in Berlin nur zwei Kirchen gebaut worden. Die „Zum Heiligen Kreuz“ war nur ein Ersatzbau, der vom königlichen Patronat geleistet wurde. Ein völliger Neubau war nur die Dankeskirche am Wedding, die an den glücklichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges mahnen und ein Dank für Gottes gnädige Führung sein sollte. Der Notstand brannte Stoecker auf der Seele. Als er später im Jahre 1893 anlässlich der Weltausstellung in Chicago evangelisierte, hat er den Unterschied zwischen dieser nordamerikanischen Millionenstadt und Berlin schmerzlich empfunden. Dort in Amerika wurden in demselben Zeitraum 250 Kirchen gebaut, in Berlin zwei. Das war Schuld der staatlich gebundenen Kirchenleitung, die keinen Trieb zu selbständigem, entschlossenem Handeln zeigte. Die Änderung mußte also von den Gemeinden ausgehen. Aber wie?

Eine zweite Ursache fand Stoecker in der falschen Arbeitsweise der Pfarrer. Ausgezeichnete Prediger hat Berlin immer gehabt, Männer voll Geist und Glauben, die es auch nach Kräften ernst nahmen mit der Seelsorge. Aber sie hatten es versäumt, die angeregten Männer zusammenzuschließen und sie zum Kampf gegen die verderblichen Mächte des Unglaubens und der Sittenlosigkeit aufzurufen. Das mußte anders werden. Die wenigen Pfarrer waren nicht in der Lage, dem übermächtigen Zeitgeist allein siegreich entgegenzutreten. Sie mußten Mitkämpfer haben. Sie zu gewinnen, war Stoeckers ernstes Anliegen. Die öffentliche Bewegung der Geister, die sein politisches Auftreten hervorrief, mußte auch der Kirche zugute kommen. So geschah es auch. Positive Parochial-

vereine wurden gegründet und nahmen den Kampf gegen den kirchlichen Liberalismus auf, der sich in Berlin breit machte. Die Prediger wurden vielfach von den freisinnigen politischen Bezirksvereinen bestimmt oder von dem fortschrittlich gesinnten Magistrat berufen, und natürlich dann solche, die den Zeitgeist in sich aufgenommen hatten und von dem biblischen Evangelium und von dem Bekenntnis der Reformatoren gewichen waren. Bezeichnend dafür war der Antrag Tschow auf der Kreissynode Berlin-Köln vom 5. Juni 1877 auf Reform der Agende, wobei namentlich die zeitgemäße Frage über den Gebrauch des Apostolikums in Angriff genommen werden sollte. Oberhofprediger D. Kögel sprach wirkungsvoll dagegen. Stoecker wurde scharf gegen einen freisinnigen Prediger, der von einem seelenverderblichen Wahn geredet hatte, dem das Apostolikum Vorschub leiste, und daneben behauptete, daß der beste Teil der größten und edelsten Christen nicht mehr daran glaube. „Ich gebe — sagte Stoecker — auf die vielen Versicherungen von Wahrhaftigkeit und Liebe, die wir hier gehört haben, gar nichts. Man hat sich darüber aufgehalten, daß im apostolischen Glaubensbekenntnis die Worte enthalten sind: ‚Gelitten unter Pontio Pilato‘. Ich muß hinzufügen: ‚gelitten am 5. Juni unter der Zunge eines Dieners des Herrn!.“ Die liberale Mehrheit der Synode nahm den Antrag Tschow trotzdem an. Auch auf der Berliner Stadtsynode, der Zusammenfassung der verschiedenen Kreissynoden, herrschte der kirchliche Liberalismus, der keine Mittel für neue Kirchen und Pfarrer bewilligte. Es kostete zehn Jahre heißer Kämpfe bei den Kirchenwahlen, bis endlich im Jahre 1888 auf der Berliner Stadtsynode eine positive Mehrheit errungen war. Nun konnte der kirchliche Aufbau beginnen.

Stoecker hatte schon andere Wege neben dem vorher genannten auch versucht. Befreundeten vornehmen Frauen hatte er die Berliner Kirchennot aufs Herz gelegt, daraufhin begründete Fräulein Agnes von Kröcher den Kapellenverein, der in Frauenkreisen die Mittel sammeln wollte, um in dem kirchlich vernachlässigten Berlin an verschiedenen Plätzen Kapellen zu bauen. Im Jahre 1888 wurde der Grundstein zur ersten Kapelle im Berliner Norden gelegt. Dort entstand der Bau der Friedenskirche, die im Jahre 1891 in Gegenwart des Kaiserpaares ihre Einweihung fand. Das war der erste Kirchenbau, und es begann damit eine Zeit kirchlicher Erneuerung. Vor allen Dingen hat sich die Kaiserin Auguste Viktoria darum bemüht und für jede neue Kirche eine Kanzelbibel mit ihrer Namensunterschrift gestiftet. Der Kirchenbauverein, der unter kaiserlichem Schutz stand, und die Berliner Stadtsynode wetteiferten nun miteinander, den kirchlichen Notstand zu bekämpfen. Die Prunkkirchen des Berliner Westens und Nordwestens wurden vom Kirchenbauverein zum Gedächtnis der beiden Kaiser Wilhelm und Friedrich und der Kaiserin Augusta (Gnadenkirche) gebaut. Aber die Hauptsache war doch, daß in den neuen Kirchen das alte Evangelium gepredigt wurde, daß also in den neuen Gemeinden gläubige Pfarrer ihren Dienst ausrichteten. Dafür sorgten die positiven Parochialvereine.

Es war für Stoecker eine besondere Freude, daß zuletzt bei den kirchlichen Wahlen 20 000 Männer für Bibel und Bekenntnis eintraten und gläubige Pfarrer in Geistesgemeinschaft mit ihm dem Unglauben und Zweifel entgegenarbeiteten. In den neuen Gemeinden wurden auch Gemeinbediakone und Gemeinbediakonissen angestellt. Man begann auch mit dem Bau von Gemeindehäusern. Das kirchliche Leben in Berlin nahm einen mächtigen Auf-

schwung. Mit berechtigter Genugtuung konnte Stoecker später darauf zurückblicken. Er hatte freilich auch hier sehr entschiedene Gegner und allerlei bedenkliche Freunde. Kämpfen ist nicht jedermanns Ding. Im Kampfe gibt es auch Fehlschläge. Auch wo um den Glauben gekämpft wird, mischt sich die Sünde ein. Das Evangelium von der Vergebung der Sünden bleibt der Trost auch für die Glaubenskämpfe. Aber Stoecker hat recht, wenn er den Kritikern zuruft: „Sie machen freilich keinen Fauxpas (falschen Schritt), aber nur darum, weil sie keinen Pas (Schritt) machen.“ Aber nichts tun gegen den Unglauben und gegen die Verwüstung der Kirche, das ist die schlimmere Sünde.

„Pflüget ein Neues“ hat Stoecker oftmals seinen Zeitgenossen zugerufen. Eine neue Arbeitsweise kann allein der Kirche wieder aufhelfen, und ohne Kampf ist es unmöglich, den Bann der Unkirchlichkeit zu brechen. Seit jenen Zeiten sind viele Jahre vergangen. Ein neues Geschlecht von Pfarrern und Gemeindegliedern ist herausgekommen, viele wissen nichts mehr von dem, der die neue kirchliche Zeit heraufgeführt hat. „Der Herr mit Dir, du streitbarer Held!“, so hat einst ein befreundeter Generalsuperintendent an Stoecker geschrieben, als der kirchliche Sieg erfochten war. Ja, Gott hatte den Bahnbrecher gerufen, Stoecker hatte den Ruf vernommen und ihm Gehorsam geleistet.

Die Zukunft der Kirche

Die Gemeinde des lebendigen Gottes, ein Pfeiler und eine Grundfeste der Wahrheit.
1. Tim. 3, 15.

Schon ehe Stoecker nach Berlin berufen wurde, hat er die auf die Dauer unhaltbare und entwürdigende Lage der evangelischen Kirche erkannt und ihre Verwandlung

aus der Staatskirche in die freie Volkskirche als Ziel ins Auge gefaßt.

Zur Zeit Luthers waren die Fürsten selber Bekenner des Evangeliums und konnten daher „Notbischöfe“ der evangelischen Gemeinden werden. Aber schon Luther hat es mit Schmerzen gesehen, wie die Juristen in die Kirche hineinregierten. Die Zeiten hatten sich seitdem gewaltig geändert. Die Fürsten hatten ihre unumschränkte Macht verloren. Die Volksvertretungen — darunter Katholiken, Juden und Freidenker — redeten in die kirchlichen Angelegenheiten hinein, z. B. bei der Berufung der Lehrer der künftigen Pfarrer an der Universität. Auch nach der Verfassung von 1873 war das Gesetzgebungsrecht der Generalsynode in Preußen ganz vom Staatsministerium abhängig. Die kirchlichen Behörden, auch die Generalsuperintendenten, wurden vom König ernannt. Der Staat regierte die Kirche und behandelte die unfreie evangelische Kirche weit rücksichtsloser als die freie katholische Kirche. Das empörte Stoecker immer wieder.

Der Charakter als Staatskirche hinderte die Kirche in ihrer Aufgabe am Volk. Die Pfarrer galten in den unteren Schichten der Bevölkerung weithin nur als schwarze Polizei. „Dem ‚Volke‘ soll die Religion erhalten werden, damit es gehorsam und gefügig bleibe“ — so wurde das fromme Kaiserwort verkehrt. Steht die Kirche unter der Gewalt der staatlichen Obrigkeit, dann folgt sie in ihren Maßnahmen der jeweiligen Anschauung in den Regierungskreisen, statt daß sie unabhängig die christliche Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe vertritt. Der Evangelische Oberkirchenrat hat in der Frage der sozialen Mitarbeit der Pfarrer den einwandfreien Beweis für diese schmerzliche Tatsache geliefert. Dreimal hat er die Pfarrer angewiesen,

und jedesmal anders: „Geht nicht in politische Versammlungen (1878), geht hinein (1890), geht nicht hinein (1895).“ Das haben nicht nur Stoecker und seine Freunde als untragbar empfunden, daß die Kirche jedesmal den Anschauungen des Landesherrn sich anpaßte. Auch die Generalsynode von 1897 hat sich löblich unterworfen. Stoecker hat darauf das Wort vom Byzantinismus angewandt. Viele haben ihm zugestimmt. Aber sie haben sich doch seiner Kirchenpolitik nicht anschließen wollen. Warum?

Die einen fürchteten, daß die Landeskirche zerfalle, wenn sie nicht mehr vom Staat zusammengehalten werde.

Die anderen lehnten Stoeckers Anschauung von der Kirche ab, die sich auf die Bibel und die Bekenntnisse der Reformation stützte. Für ihn war die Kirche nicht die Zusammenfassung der religiösen Anschauungen des Volkes, sondern die Gemeinde des lebendigen Gottes, die er durch den Herrn Jesus Christus erlöst hat, nicht ein schwankendes Opfer der wechselnden Zeitanschauung, sondern Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit. Ihm war es ein Widersinn, daß der Staat Professoren der Theologie berief, deren Lehren die Schüler untüchtig machten zum späteren Beruf als Pfarrer. Für ihn war es selbstverständlich, daß die Kirche die Achtung des Volkes oben und unten verlieren müsse, wenn sie zum Sprechsaal herabsinke und jeden Pfarrer predigen lasse, was ihn gelüste. Er beugte sich nicht vor den Machtsprüdjen der jeweiligen Wissenschaft, Naturwissenschaft oder Theologie, die doch nach 30 Jahren als veraltet gelten. Die ewige Wahrheit sollte die Kirche bezeugen, wie sie aus dem Worte Gottes hervorleuchtet und dem Gläubigen in seinem Herzen der Gnade gewiß macht.

Kein Wunder, daß die liberalen Professoren, die ihren Maßstab von der weltlichen Wissenschaft hernahmen, vor Stoecker ein Grauen bekamen und ihn grimmig befehdeten. Kein Wunder, daß die Pfarrer ihren Lehrern folgten. Stoecker galt ihnen als „fanatischer Orthodoxer“, als „verknöchertter Reaktionär“. Wie wenig er das war, erzählt Pastor Paul Le Seur. Vor seinem Eintritt in die Stadtmission fragte ihn Stoecker: „Ist Ihnen Christus von oben oder von unten her?“ Auf die Antwort: „Von oben her“, erhielt er das Urteil: „Dann sind Sie mir orthodox genug.“ Daß Christus, der ewige Sohn Gottes, in die Welt gekommen ist, zur Versöhnung der Welt am Kreuz gestorben und am dritten Tage auferstanden vom Tode, das war Stoecker der feste Grund der Kirche. Dafür hat er gekämpft, daß die Kirche sich von diesem Grunde nicht abdrängen lasse. Deswegen forderte er das Eingreifen der Kirchenleitung bei offenkundiger Irrlehre der Pfarrer. Deswegen war er gegen den Mißbrauch des kirchlichen Wahlrechts, das oft völlig ungläubige und unkirchliche Männer in die Leitung der Gemeinden brachte. Darum suchte er einen Weg in die bessere Zukunft der Kirche hinein. Er schreibt:

„Soll diesem Notstand begegnet werden, so bietet sich unseres Erachtens nur ein Weg. Innerhalb des großen Kreises der Volkskirche ist ein kleiner Kreis von lebendigen Gliedern zu bilden, der die Wähler und Gewählten, die Ältesten und Synodalen, die Geistlichen und Kirchenoberen, kurz, die tätige und leitende Kirche einschließt. In diesen Kreis tritt man nicht ein durch bloße Geburt und Taufe, durch Konfirmation und Gewohnheit, durch mündliche oder schriftliche Anmeldung, sondern durch einen Akt des Bekenntnisses, verbunden mit dem Nachweis eines kirchlichen Wandels. Forderte Schleiermacher, den doch niemand für einen orthodoxen Fanatiker ausmachen kann, zu der Beteiligung an den Gemeindegeschäften eine zweimalige jährliche Beteiligung an dem heiligen Abendmahl, so dürfen wir gewiß ange-

sichts der gegenwärtig viel größeren, von dem Weltgeist innerhalb der Kirche drohenden Gefahren ähnliche Bedingungen stellen, welche die Wahrheit nicht minder notwendig macht als die Ehre der Kirche. Mit den organischen Einrichtungen in dieser Richtung wird man freilich schon bei der Konfirmation beginnen müssen. Diese feierliche Handlung kann nicht wie bisher unreifen Kindern im voraus kirchliche Rechte erteilen, in welche dann der natürliche Mensch mit den Jahren hineinvächst. Sie muß als kirchlicher Religionsunterricht am Ende des schulpflichtigen Alters stehen und mit einer Feierlichkeit verbunden bleiben. Aber sie muß die gewohnheitsmäßige Abendmahlsfeier fernhalten und von der Erteilung kirchlicher Rechte absehen. Nichts kann der Erziehung zur Mündigkeit der Gemeindeglieder n a c h t e i l i g e r sein als diese Einrichtung, die als persönliches, den Taufakt bestätigendes Glaubensbekenntnis gedacht ist, aber vielfach zur toten Gewohnheit geworden ist, wie die Taufe selbst.“

Stoecker hat für die Freiheit, Neubelebung und Neuordnung der Kirche ohne äußeren Erfolg gekämpft. Der König wollte sich von seinen vermeintlichen Rechten als oberster Bischof (Summus episcopus) nichts nehmen lassen. Er hat sogar — allerdings erfolglos — die Behörden aufgefordert, gegen Stoecker vorzugehen, weil er das landesherrliche Summepiskopat in seiner Kirchenzeitung als unverträglich mit den Aufgaben der Kirche beleuchtet hatte. Unglaublich, leider aber wahr! Stoecker hat trotzdem die Hoffnung nicht aufgegeben, daß die Kirche doch noch einmal ihren Beruf am Volk in Freiheit werde ausüben können, so unmöglich es in seinen Tagen schien. Er schreibt, daß die Abschaffung der absoluten Monarchie und ihre Umwandlung in eine konstitutionelle, an die Verfassung und die Mitwirkung des Volkes gebundene ganz plötzlich und mit einem Schlage geschehen sei. So werde es auch mit der Aufhebung des landesherrlichen Summepiskopats kommen. Er hat richtig prophezeit. Es geschah so im Jahre 1918.

Saat für die Zukunft hat Stoecker auch in der Kirchenpolitik ausgestreut. Die Ernte ist noch nicht eingebracht.

Das letzte Jahrzehnt der Arbeit

Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle.

1. Kor. 15, 10.

Stoecker war 60 Jahre alt geworden, als ihn die schwersten Schläge trafen. Man ermahnte ihn von befreundeter Seite, seine Arbeit zu beschränken, weniger zu reisen, mehr Rücksicht auf seinen Körper zu nehmen, aber davon war keine Rede. Er mußte ja neu anfangen und ging mit unverzagtem Mut an die Arbeit. Die Christlich-soziale Partei war jetzt von der Konservativen getrennt und mußte selbständig ausgebaut werden. Das geschah wesentlich im Westen des Vaterlandes. Dort herrschte größere Selbständigkeit gegenüber den Einflüssen der Regierung und des Hofes. Vor allem lag Stoecker daran, den Arbeiterstand wieder zu gewinnen; deshalb wandte er seine Teilnahme auch den Evangelischen Arbeitervereinen und später den Christlichen Gewerkschaften zu. In diesen fanden sich evangelische und katholische Arbeiter zusammen, um gemeinsam ihre Belange zu vertreten, und zwar im Gegensatz zu der kirchensfeindlichen und gottlosen Sozialdemokratie und in Treue zum Vaterland und zur Monarchie. Es ist Stoecker eine Freude gewesen, daß er noch den ersten und zweiten Deutschen Arbeiterkongress erlebt hat, der unter Vorstiß eines evangelischen Arbeiterführers stand. In Frankfurt am Main waren im Jahre 1903 600 000 Arbeitnehmer vertreten, bei dem zweiten in Berlin 1907 mehr als eine Million. Zu dieser Million gehörte auch der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, die auf Wunsch Stoeckers die ehemalige Lehrerin Margarete Behm,

„Mittel Behm“ genannt, gesammelt hatte. Ihre kümmerliche Lage durch die Ausbeutung seitens der vielfach jüdischen Konfektionsfirmen hatte Stoecker ans Herz gegriffen. Auch hier war Stoeckers Ausaat nicht vergeblich gewesen.

Aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß, den Stoecker selber begründet hatte unter Heranziehung von führenden Liberalen wie Professor D. Adolf Harnack, ist Stoecker ausgeschieden. Man hatte ihn aus dem Vorstand verdrängen wollen, echt liberal. Nun gründete er mit seinem Freunde und Kampfgenossen Pfarrer D. Ludwig Weber in M.-Gladbach und Professor D. von Nathusius in Greifswald die Freie kirchlich-soziale Konferenz, die sich nicht bloß grundsätzlich mit sozialen Fragen beschäftigen, sondern unmittelbar an die Arbeit gehen sollte. Die Grundsätze, die dabei vertreten wurden, wurden klar ausgesprochen:

Das wirtschaftliche und soziale Leben steht unter Bedingungen christlicher Sittlichkeit, die nicht vernachlässigt werden dürfen, ohne den Volksgeist auf das Schwerste zu gefährden. Für das christliche und sittliche Leben liegen in den gegenwärtigen, wirtschaftlich-sozialen Verhältnissen vielfache Hindernisse, deren Beseitigung von der Kirche um der Nächstenliebe willen erstrebt werden muß. Wir verwerfen die Anschauung, daß das Christentum die sozialen Zustände, die wirtschaftliche Lage des Volkes nichts angehe . . .

Die Predigt des Evangeliums und die Geltendmachung seiner Lebensmächte ist unerläßlich zur Herstellung der Grundlagen eines gesunden, sozialen und wirtschaftlichen Lebens; die sittliche Pflege der sozialen und wirtschaftlichen Güter eines der notwendigen Mittel zur Heilung des kranken Volksgeistes. Wir fordern für die Kirche nach beiden Richtungen innerhalb des ihr gegebenen Wirkungskreises freien Raum und von ihr tatkräftiges Zeugnis gegen die Versündigung in allen Ständen, in der Sozialdemokratie wie in den Kreisen von Bildung und Besitz.

Die ewigen Ziele der Kirche dürfen nicht zu Gunsten diesseitiger Zwecke zurückgestellt, die christlichen Begriffe evangelischer Freiheit und Gleichheit vor Gott nicht unmittelbar auf irdische Verhältnisse angewandt werden. Hinwiederum soll die Kirche auch in ihren Ämtern mit ihrem Zeugnis nicht bloß auf jenseitige und innerliche Verhältnisse, nicht bloß gegen den ungöttlichen Sinn und die mammonistischen Versündigungen einzelner gerichtet sein, sondern sich ebenso auf die sozialen Zustände selbst erstrecken und für deren Besserung auch durch Recht und Gesetz ihre Stimme erheben. Wir können der römisch-katholischen Kirche nicht das alleinige Recht zum sozialen Wirken zugestehen, sondern halten die Kirche der Reformation für befähigt und verpflichtet, im Geiste der Propheten und Apostel auf das öffentliche Leben einzugehen und einzuwirken.

Die heilende und erneuernde soziale Arbeit kann nicht durch die Kirche allein, sondern nur unter Mitwirkung des Staates in seinem Rechtsleben wie in seiner Verwaltung und unter dem Beistand der an der wirtschaftlichen Tätigkeit beteiligten Kreise, besonders der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, geschehen. Die Auswahl der gesetzgeberischen Mittel im einzelnen sehen wir als außerhalb der eigentümlich kirchlichen Aufgaben liegend an. Jedoch muß jede segensreiche sozialpolitische Tätigkeit die göttlichen Grundordnungen in Ehe und Familie, Haus und Gesellschaft, Arbeit und Eigentum anerkennen und zu schirmen suchen. Insbesondere soll sie die wirtschaftliche Sicherung der abhängigen Klassen, sowie die geistige, geistliche und sittliche Hebung aller Stände im Auge haben.

Bei den ersten Jahresversammlungen der Kirchlich-sozialen Konferenz waren Vertreter der Behörden nicht zur Begrüßung erschienen, aber im Jahre 1904 kamen sie wieder. Die Verfehmung Stoeckers wirkte nicht mehr. Besonders beachtet wurde der Vortrag Stoeckers auf dem Kongreß in Stuttgart (1901): Kann ein Christ Sozialdemokrat — kann ein Sozialdemokrat Christ sein? Stoecker sagte:

„Nach der letzten Reichstagswahl haben über 2 Millionen deutsche Männer ihre Stimme für die Sozialdemokratie abgegeben. Mit Weib und Kind zusammengerechnet mag das eine Zahl von 10 Mil-

tionen Menschen ausmachen. Wie sich das Christentum zu diesen Kreisen stellen soll, wie diese zum Christentum stehen, das ist von der allergrößten Bedeutung, denn die Kirche kann nie und nimmer auf die arbeitenden Schichten unserer Bevölkerung verzichten, und diese dürfen nicht auf die Kirche verzichten, wenn sie für ihre sozialen Bestrebungen den rechten Leitstern haben wollen.“

Die Leitsätze Stoeckers lauteten so:

„Das Programm der Sozialdemokratie enthält, wenn auch oft in übertriebener und abenteuerlicher Form, einzelne Forderungen, mit denen ein Christ einverstanden sein muß, vor allem die Hebung der arbeitenden Klassen, und arbeitet mit Beweggründen, die zuweilen dem Christentum entlehnt sind. Es zeigt aber auch im Religiösen und Sittlichen Mängel, die ein Christ schwer empfinden muß, erweckt Hoffnungen, die ein Christ nicht teilen kann, und hat in seinem Hintergrunde die materialistische Geschichtsauffassung, die dem Christentum unverföhnlich gegenübersteht. Ein bewußter Christ kann deshalb kein bewußter Sozialdemokrat sein oder werden; wohl aber ist es erklärlich, daß Christen, welche die Tiefe der Gegensätze nicht ermessen, sich der Sozialdemokratie anschließen. Ein zielbewußter Anhänger der marxistischen Richtung kann freilich kein bewußter Christ sein; wohl aber kann ein Sozialdemokrat, der nicht prinzipiell denkt, im guten Glauben stehen, daß er seiner Partei angehören und Christ bleiben kann.“

Man erkennt aus diesen Sätzen eine milde Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gegenüber den einzelnen Sozialdemokraten. Sie beweist, daß es Stoecker nicht darum zu tun war, den Gegner niederzuschlagen, sondern ihn zu gewinnen.

Die Freie kirchlich-soziale Konferenz suchte auch Brücken zu schlagen zu denjenigen pietistisch gesinnten Christen, die für die soziale Arbeit der Kirche kein oder nur wenig Verständnis hatten. Es wurde daher auch eine Kommission für Evangelisation und Gemeinschaftswesen gebildet. Stoecker hat deswegen auch freundlich zur Eisenaacher Konferenz gestanden, die unter der Führung von Pastor Dr. Lepsius und Pastor Samuel Keller, dem bekannten Evangelisten, stand. Hier wollte

man die Gemeinschaftsfreunde in nähere Verbindung zu der positiven Theologie und zur Kirche bringen. Das war ja Stoeckers Anliegen auch. Darum hat er hier sich auch zu einem Vortrage gewinnen lassen: „Die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen.“ In den Leitfäden heißt es:

„Sowohl für die reichere Erkenntnis wie für die völliger Heiligung sind die Gemeinschaften auf den Zusammenhang mit der Kirche angewiesen. Beide bedürfen einander, und es ist eine der Lebensfragen der Reformationkirche, daß sie in gegenseitiger Förderung leben. In der Kirche wie in der Gemeinschaft der Heiligen findet sich Irrlehre wie Irrwandel, Mangel an Zucht wie an Leitung. Darum sehe jeder auf das Seine, und wer sich lasse dünken, er sehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle.“

Während Stoecker so grundsätzlich Verbindung mit den Gemeinschaften suchte, lehnte er Schwärmerei und Irrlehre, auch bei den Gemeinschaften, ab. Pastor Paul vertrat die Lehre von der Sündlosigkeit. Gegen ihn wandte sich Stoecker in einem Aufsatz der „Reformation“ zwar milde, aber doch sehr entschieden. Ebenso nahm er die Anstalten der Inneren Mission gegen den überheblichen Angriff in Schutz, daß in ihnen das Antichristentum gepflegt werde. Er tat, was er konnte, um die evangelische Kirche für ihre großen Aufgaben in entscheidungsvoller Zeit zuzurüsten.

Besonders war es ihm darum zu tun, die Innere Mission aus der Beschränkung auf den Pflegedienst in die Bahnen Wicherns zurückzuführen. Professor D. Mahling hat später das Wort geprägt, daß Stoecker „der lebendige Kommentar zu Wicherns Gedanken“ gewesen sei. Das 50jährige Jubiläum der Inneren Mission 1898 in Wittenberg bewies, daß er nicht vergeblich gearbeitet hatte. Von der eigentlichen Feier hatte man ihn aus Rücksicht auf die Stimmung der Regierung fernzuhalten gesucht, nur am Vorabend sollte er reden dürfen. Er tat es aber so gewal-

tig, daß die ganze Feier von seinem Geist beherrscht wurde und die Rücksichtnahme auf hohe und höchste Kreise völlig vergessen war. Mit der Generalsynode machte er die gleiche Erfahrung, daß sich schließlich seine zähe und innerlich wohlbegründete Wirksamkeit durchsetzte. Nicht nur wurde eine allgemeine Kirchenkollekte für die Berliner Stadtmission, sein Lebenswerk, bewilligt, sondern es wurde im Jahre 1903 auch ein Kirchengesetz beschlossen, das eine erhebliche Summe für die Verstärkung der Seelsorge in Großstädten und Industriebezirken zur Verfügung stellte und „zur Förderung von kirchlichen Veranstaltungen, welche Gemeinden und Geistliche und solche, welche sich auf das geistliche Amt vorbereiten, in die Kenntnis und das Verständnis der sozialen Aufgaben und des Anteils der Kirche an ihrer Lösung einzuführen geeignet sind“. Das war nun freilich etwas ganz anderes als bei der Generalsynode vom Jahre 1897, wo der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats Dr. Barkhausen die Mehrheit der Generalsynode für sich gewann und Stoecker eine Niederlage beibrachte, als er den Zickzackkurs der kirchlichen Behörde gegeißelt hatte. Als einige Zeit danach Barkhausen einmal amtlich herablassend von Stoecker als einer „bedeutungslos gewordenen, halbvergessenen“ Persönlichkeit schrieb¹, hat er sich schwer getäuscht. Von Barkhausen ist nirgends mehr die Rede, aber Stoeckers Wirken ist unvergessen und gibt heute noch für weite kirchliche Kreise die Richtung.

Eine ganz besondere Freude war es für Stoecker, daß das 25jährige Jubiläum der Berliner Stadtmission ihr vermehrte Unterstützung und Anerkennung und ihm selber eine

¹ Wir verdanken die Kenntnis dieser und anderer Tatsachen dem aufschlußreichen, wertvollen Werk von Walter Frank, „Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung“.

schon längst nicht mehr erwartete Ehrung brachte. Zahlreiche treue Verehrer des angefeindeten Hofpredigers hatten sich an die Theologische Fakultät in Greifswald, die einzige, die dafür in Betracht kam, mit der Bitte gewandt, Stoecker den Titel eines Doktors der Theologie zu verleihen. So geschah es auch. Der Gefeierte hat sich kindlich darüber gefreut und daraus neuen Antrieb gewonnen, das Wort Gottes lauter und rein zu verkündigen und für solche Verkündigung in der evangelischen Kirche zu kämpfen.

Es war erstaunlich, was Stoecker in diesen Jahren noch an Arbeit bewältigt hat. Pastor Paul Le Seur hat sich einmal aufgeschrieben, wie das Tagewerk des fast Siebzigjährigen verlief: Frühmorgens Schreibtisch, dann eine kampfreiche Sitzung der Stadtsynode, dann in wenigen Minuten ein Teller Suppe, dann Reichstagsitzung, ein Kaffee der gesamten Berufsarbeiterschaft der Stadtmission mit Familien, dann Teilnahme an einem Vortrage Bodelschwings, dann eigener Vortrag in einem positiven Parochialverein und endlich parlamentarischer Abend beim Grafen Posadowsky. Am nächsten Morgen frisch! Dazu kamen die vielen Reisen, die ihn in ganz Deutschland herumführten. Ja, er durfte wohl mit dem Apostel Paulus sagen: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle.“ Aber er hat ebenso wie der Apostel in Demut Gott die Ehre gegeben und bezeugt, daß er nur von der Gnade lebe.

Der Aushlang

Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Hebr. 4, 9.

Der 70. Geburtstag brachte Stoecker eine Fülle von Ehrungen. Auch sein kirchenpolitischer Gegner, Propst D. von der Golz, fand sich ein, und Stoecker wußte

das zu würdigen. Je älter er wurde, desto mehr brachte sich bei ihm die Güte zur Geltung, die ihn auszeichnete. Einem erbitterten politischen Gegner Eugen Richter brachte er aus dessen Scheinartagen (Westf.) einen Epheuzweig vom Grabe seiner Eltern mit. Einen Journalisten, der ihn spöttisch bekämpft hatte und später in Not geraten war, ließ er es nicht entgehen und sagte: „Selbst wollen wir ihn doch.“ Wie vielen hat er persönlich aus seiner eigenen Tasche die erbettene Unterstützung freigebig erwiesen. Wie viele haben seine Güte und Freundschaft erfahren, wenn er hoch oben in den bayerischen Alpen oberhalb von Garmisch-Partenkirchen sie als Ainalter Bauer und Wirt des köstlichen Xaintal willkommen hieß und versorgte. Der mehrwöchige Aufenthalt dort oben im Sommer war für ihn ein Jungbrunnen der Gesundheit. Aber schließlich mußte auch sein ferngestandener rüchichtsloser Einsatz der Kraft büssen. Wallenstein machte Stodter zeitweise große Verluste. Es ist jedenfalls ungewöhnlich, was er trotzdem getan hat. Er sollte einen Vortrag halten, konnte aber das Söhen vor Schmerz nicht erraten. Da ließ er sich sehend dahin fahren, hielt seinen Vortrag und führte im Abzuge wieder zurück. Vergeblich bemühten sich. Artillerievereinstaltung setzte Härter ein. Der Arzt legte es ihm dringend nahe, seine Arbeit aufzugeben. Er begann sich auch darauf einzustellen, bat seinen Nachfolger im Dienst an der Donau, Hofprediger Schy, auch in der Zeitung der Stadtmission sein Nachfolger zu werden. Aber ein „Epistelweib“ wollte er nicht werden. „Ich weiß nicht“, sagte er, „die Säure sind mir reich geworden und die Säure sind mir ausgefallen, aber im Herzen bleibe ich immer 15 Jahre alt.“ Im Herbst 1906 ließen seine Kräfte sichtbar nach. Am Abend vor dem Totenfest ließ Frau Stodter den

Stadtmissionsinspektor Le Seur bitten, sich für alle Fälle auf die Predigt zu rüsten; das Befinden ihres Mannes sei sehr besorgniserregend. Am nächsten Morgen (25. November 1906) kam er doch zur Predigt, obgleich der Arzt gesagt hatte, es könne sein Tod sein. Dann hielt er seine letzte Predigt über Joh. 17, 24, das Heilandswort aus dem hohenpriesterlichen Gebet: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward.“ Er war anfänglich matt, dann in großer Kraft, voller Sterbensfreudigkeit, ganz am Ende unklar, ebenso bei den Abkündigungen. Der Zusammenbruch war da. Er hat nie wieder öffentlich reden können. In seiner kindlichen Art meinte er, daß er sich noch etwas üben müsse, um wieder das Reden zu lernen. Seine zarte seine Frau, die ihm in den Zeiten des Kampfes und der Arbeit mit klugem Rat und unermüdlichem Eifer treueste Gehilfin gewesen war, wurde jetzt seine Fürsorgerin und Pflegerin. Eine Nichte und Pflegetochter stand ihr bei. Der nächste Sommer führte das Ehepaar wieder nach dem geliebten Kaintaler Bauernhof. Im nächsten Winter ging es nach Bozen-Gries. Überall fand er sich rasch in seine Umgebung und erfreute jedermann durch seine Freundlichkeit und Heiterkeit. Hatte er früher dem Ruf zu Arbeit und Kampf Gehorsam geleistet, jetzt folgte er dem zum Stillehalten. Als sein Zustand schlimmer wurde und Diakonissen zu seiner Pflege herangezogen wurden, konnten diese nicht genug rühmen von dem Segen, den sie selbst von dieser Pflege gehabt hatten: „Er war unser Sonnenschein, nie kam eine Klage über seine Lippen. Stets pries er die Gnade und Güte des Herrn.“ Seine liebe Frau sprach mit ihm regelmäßig von geistlichen Dingen. Der Sterbenskranke

sagte: „Was ist das eigentlich mit der Todesangst?“
— „Die gibt's für uns nicht, der Heiland hat sie doch für uns gehabt“, antwortete Frau Stoecker. „Ach ja, natürlich!“, sagte er darauf. Auf die Worte seiner Frau: „Wir haben doch ein reiches, tiefes Glück gehabt“, erwiderte der todkranke Kämpfer: „Ja, ganz eingewickelt in Gottes und der Menschen Liebe!“ Als es dem Sterben näher ging, betete seine „Anne“, wie er seine geliebte Lebensgefährtin gerne nannte, mit ihm: „Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deine Todes Schmerzen, da du's so gut gemeint. Ach gib, daß ich mich halte zu dir und deiner Treu“ — da versagte der treuen Gattin die Stimme, aber er sprach laut bekenkend weiter: „und wenn ich nun erkalte, in dir mein Ende sei“, und bekräftigte es mit „Amen“. Am 7. Februar 1909 ging er in Bozen heim. „Ein wunderbar liebliches Lächeln“ — heißt es im Tagebuch der Gattin — „lag auf seinem Angesicht, als wenn Sonnenschein aus seinem Innern strahlte.“

Am 13. Februar 1909 fand in Berlin sein Begräbnis statt. Von der überfüllten Stadtmissionskirche ging der ungeheure Zug nach dem Friedhof der Dreifaltigkeitskirche. Dort steht sein Denkmal mit der Marmorbüste. Schwert und Posaune schmücken es neben dem Kreuz. „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben.“ „Ihr seid das Salz der Erde.“ „Alles und in allen Christus.“ Diese drei Schriftworte grüßen den Besucher des Friedhofs. Neben dem Gatten ruht Frau Stoecker. Am 11. Dezember 1910, ihres Mannes Geburtstag und Tag der Denkmalsweihe, hatte sie des Morgens gesagt: „Es ist doch das Köstlichste, selig heimfahren zu können.“ Am Abend ging sie zum himmlischen Vaterhaus. Nach der Erde Glück und Leid, Kampf und Arbeit ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.

Ein deutscher Prophet

Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande. Lut. 4, 24.

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Es kommt nur darauf an, wessen Urteil maßgebend ist.

Als Amos gegen die Staatskirche mit ihren Ordnungen im Nordreich Israel redete, wies ihn Amazia, der königliche Oberpriester, fort: „In Bethel darfst du nicht länger als Prophet auftreten; denn dies ist ein königliches Heiligtum und ein Reichstempel“ (Amos 7, 13). Hat Amazia das für die Geschichte maßgebende Urteil gehabt?

Als Jeremia die Politik der regierenden Kreise öffentlich für unheilvoll erklärte, haben sie ihn mit dem Tode bedroht und in die Schlammgrube geworfen, weil er als Staatsfeind angesehen wurde! (Jer. 38, 6). Hat die Geschichte für die Regierenden gesprochen oder für den Propheten?

Das maßgebende Urteil steht allein bei dem Herrn der Geschichte, dem allwissenden, gerechten und barmherzigen Gott.

So schlimm wie Jeremia ist es Stoecker nicht ergangen, wenn auch ganze Schlammfluten von Haß und Verleumdung über ihn ausgegossen sind. Die große Mehrheit des Volkes in den oberen, mittleren und unteren Schichten hätte daher ein Zerrbild von ihm entworfen, teils aus Unkenntnis, teils aus Abneigung gegen die Botschaft des Propheten. Was hat er verkündigt?

Gott ist der Herr der Welt, auch des deutschen Volkes. Sein Wille muß maßgebend sein für Regierende und Regierte, wenn nicht Verderben hereinbrechen soll. Die Kirche, die Gesamtgemeinde der Christen, hat Gottes Willen zu

bezeugen. Jeder lebendige Christ soll dabei mitwirken. Der Heiland hat zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr seid das Salz der Erde.“ Er hat den Grundsatz verkündigt: „Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich.“ „Der Sauerteig des Evangeliums muß hinein in das Mehl des Volkslebens“ – ein Lieblingswort Stoeckers. Vom Evangelium geht die Kraft der Erneuerung aus, wenn es gläubig verkündigt und gelebt wird. Die Gerechtigkeit fordert es, daß man die Not der unteren Schichten anerkennt. Die Liebe treibt dazu, ihr abzuhelpen, Der Stimme der Liebe wird sich Ohr und Herz des Volkes nicht verschließen. Die Ernte ist groß. Es gilt, die Seelen der Verirrten und Verblendeten durch die Botschaft von dem Heil in Jesus Christus vor dem Verderben zu retten und den Volksverderbern zu wehren.

Wundern wir uns, daß dieser deutsche Prophet in seinem Vaterlande nicht angenehm war? Die Verweltlichung („Säkularisierung“ sagt man heute) der Kultur hatte sich seit Jahrhunderten vorbereitet und immer weiter ausgedehnt. Nun kommt ein Prophet und ruft allem Volke zu: „Zurück zu Gott, zu seinen Geboten, zu seinem Evangelium! Umkehr tut not. Wir sind alle mitschuldig an dem wachsenden Unheil.“ Wer will das hören? „Wir müssen in den Kampf eintreten gegen alle widergöttlichen Mächte!“ Eine unangenehme Forderung.

Stoecker kam zu spät, sagen wohlwollende Beurteiler. Auch das ist Prophetenlos, wie wir an Jeremia sehen, der Jerusalems Untergang erlebte. Das ist Stoecker erspart geblieben. Er hat das kommende Gericht geahnt und im vertrauten Kreise vorausgesagt.

Aber die Unheilspropheten des Alten Testaments haben auch immer die Gnade Gottes verkündigt, die nach seinen Gerichten wieder durchbricht. So haben sie den Weg in die

Zukunft gewiesen. Auch das hat Stoecker getan. Er hat das soziale Zeitalter angekündigt, die größere Gerechtigkeit gegenüber den unteren Schichten im Volke gefordert. Er hat das Verständnis geweckt für die deutsche Volkseele, die geboren aus Stammesart, Heimat, Sprache und Geschichte — ähnlich heute: Blut und Boden —, auch von der Kirche angesprochen, zu ihrer Erneuerung unter Gottes Wort gestellt und ihrer gottgewollten Entfaltung zugeführt werden soll. Dies Panier der freien Volkskirche hat er aufgeworfen, die gebunden allein an das Wort Gottes, frei von allen weltlichen Mächten in heißer Liebe des Volkes Bestes sucht. Von kommenden Tagen hat er gezeugt.

Ein deutscher Prophet, von Gott gerufen, seinem Ruf gehorsam trotz aller Hindernisse. „Er fürchtete sich nicht vor dem Haß, nicht vor dem Spott, nicht vor der öffentlichen Meinung, nicht vor den Massen, nicht vor den Gebildeten, nicht vor den Großen der Welt, aber sein Mut war kein Selbstvertrauen, sondern Glaube“ (D. Liitgert).

Durch solche prophetische Gestalten segnet Gott seine Gemeinde, hilft er der Kirche vorwärts. Ihre Botschaft ist immer die gleiche:

Land, Land, Land, höre des Herren Wort!

Zelttafel

- 1835: 11. Dezember. Adolf Stoecker geboren zu Halberstadt.
- 1854: Abiturientenprüfung daselbst. Studium in Halle und Berlin.
- 1858/59: Erste und zweite theologische Prüfung in Berlin und Magdeburg.
- 1862: Oberlehrerprüfung in Berlin.
- 1863: Pfarrer in Seggerde, Altmark.
- 1866: Pfarrer in Hamersleben, Prov. Sachsen.
- 1867: 22. Mai. Vermählung mit Anna Krüger.
- 1871: Divisionspfarrer in Mez.

- 1872: Kulturkampf. Maigesetze.
- 1874: 1. Oktober. Einführung des Zivilstandsgesetzes.
- 1874: 18. Oktober. Hof- und Domprediger in Berlin.
- 1877: 9. März. Übernahme der Berliner Stadtmission.
- 1878: 3. Januar. Eiskeller-Versammlung. Gründung der Christlich-sozialen Arbeiterpartei. Berliner Bewegung.
11. Mai und 2. Juni. Attentate auf den alten Kaiser.
- 1879: 19. September. Rede wider das moderne Judentum.
- 1879–1898: Landtagsabgeordneter für Minden-Ravensberg, schließt sich der Konservativen Partei an.
- 1881: 17. November. Soziale Botschaft Kaiser Wilhelms I.
- 1881–1893, 1896–1906. Reichstagsabgeordneter für Siegen i. W.
- 1884: Reichstagswahl. In Berlin 2. Stichwahl zwischen Stoeker und Virchow (Freisinn); dieser siegt durch Hilfe der Sozialdemokraten.
- 1885: Juni. Prozeß gegen Redakteur Bäcker, der zu Gefängnis verurteilt wird. – Angeblicher Meineid Stoekers. Vertrauensadressen aus ganz Deutschland.
- 1887: 28. November. Walderseeversammlung.
- 1887: 24. Dezember. Die „Post“ gegen „Muderei und Stoekerei“ (Bismarck).
- 1888: 9. März. Kaiser Friedrich III.
- 1888: 15. Juni. Kaiser Wilhelm II.
- 1889: 24. Juni. Positive Mehrheit in der Berliner Stadtsynode.
- 1890: Gründung des Evangelisch-sozialen Kongresses.
- 1890: 31. Dezember. Abschied als Hofprediger.
- 1891: 19. Januar. Einweihung der Friedenskirche, erbaut von dem durch Stoeker angeregten Kapellenverein.
Erste neue Kirche in Berlin unter Kaiser Wilhelm II.
- 1892: 22. Mai. Silberne Hochzeit.
- 1893: Stoeker als Evangelist in Chicago.
- 1893: 3. Advent. Einweihung der Stadtmissionskirche.
- 1895: Fall Hammerstein („Scheiterhaufenbrief“ v. 14. Aug. 1888).
- 1896: 1. Februar. Austritt aus der Konservativen Partei.
- 1896: 26. Februar. Bildung der Christlich-sozialen Partei in Frankfurt a. Main.

- 1896: 28. Februar. Kaisertelegramm: „Stoedter hat geendet . . . Christlich-sozial ist Unsinn.“ Aera Stumm.
- 1896: Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongress.
- 1896: 12. November. Prozeß Witte. Stoedter vom Schöffengericht Berlin I wegen verleumberischer Beleidigung zu 600 Mark Geldstrafe evtl. zu 40 Tagen Gefängnis verurteilt (vgl. 1897, 30. September).
- 1897: April. Gründung der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz in Kassel.
- 1897: 30. September. Stoedter im Prozeß Witte vom Landgericht Berlin freigesprochen, Witte mit sämtlichen Kosten belastet.
- 1897: 26. November. Die Preussische Generalsynode läßt Stoedter gegenüber Präsident Barkhausen im Stich.
- 1898: 4. Juli. Freiherr von Stumm vom Landgericht Saarbrücken wegen Beleidigung Stoedters verurteilt. („Scheiterhaufenbrief“ vom Gericht als unverfänglich zugegeben.)
- 1902: 9. März. 25 jähriges Jubiläum der Berliner Stadtmission. Theol. Ehrendoktor von Greifswald.
- 1903: 25. Oktober. 1. Deutscher Arbeiter-Kongress in Frankfurt a. M.
- 1903: 4. November. Kirchlich-soziales Gesetz der Preussischen Generalsynode.
- 1904: 1. Ausbildungskursus für Arbeitersekretäre in Berlin.
- 1905: 11. Dezember. 70. Geburtstag.
- 1906: 25. November. Letzte Predigt in der Stadtmissionskirche. Zusammenbruch, langsame Erholung.
- 1907: Oktober. 2. Deutscher Arbeiterkongress in Berlin vertritt eine Million reichstreuwer Arbeiter.
- 1908: Reichstagsmandat niedergelegt.
- 1909: 7. Februar. Heimgang in Gries bei Bozen (Tirol).
- 1909: 13. Februar. Begräbnis in Berlin, von der Stadtmissionskirche zum Friedhof der Dreifaltigkeitskirche.

- | | |
|--|--|
| 5. Graf M. M. Korff
Am Zarenhof.
Übersetzt von Maria Kroecker.
80 Seiten. | 14. Carl Heinrich Rappard
Der Zeuge Jesu Christi.
Von Pastor Ernst Bunke.
96 Seiten. |
| 6. G. H. Hadley
Ein Wunder der Gnade.
Von D. D. Chapman.
88 Seiten. | 15. Samuel Keller
Gottes Werk und Werkzeug.
Von Pastor Ernst Bunke.
88 Seiten. |
| 7. Prof. D. Julius Richter
Erlebnisse und Begegnungen
in vier Erdteilen.
88 Seiten. | 16. Johann Jakob Moser
Der Gefangene vom Holzentwiel
Von Dr. Alo Münch.
93 Seiten. |
| 8. Otto von Bismarck
Kanzler und Christ.
Von Dr. Dr. Fr. Avemarie.
96 Seiten. | 17. Ernst Moritz Arndt
Kämpfer für Glaube u. Freiheit
Von G.-S. D. K. Klingemann
88 Seiten. |
| 9. Joh. Chr. Blunhardt
Zeuge des lebendigen Gottes.
Von Dr. Alo Münch.
96 Seiten. | 18. Jung Stilling
Gottes Wandersmann.
Von Pastor Fr. Heinr. Klein. |
| 10. Johannes Gofner
Werk und Botschaft.
Von Miss.-Insp. P. H. Lokies.
120 Seiten. | 19. Albrecht von Roon
Unverzagt vorwärts mit Gott
Von Dr. Alfons Siegel.
80 Seiten. |
| 11. Martin Luthyer
Versuchung und Sendung.
Von Lic. Walter Drefß.
94 Seiten. | 20. Emil Frommel
Bürger zweier Welten.
Von D. Dr. Otto Frommel.
88 Seiten. |
| 12. Margot Wurm v. Zink
geb. Gräfin Lottum.
Was ich mit Jesus erlebte.
80 Seiten. | 21. Johannes Calvin
Judyt und Weite, Weg und Werk
Von Dr. theol. G. Gloede.
112 Seiten. |
| 13. J. Hudson Taylor
Werk und Missionsmethoden.
Von P. Friedhelm Ruderadorf.
80 Seiten. | 22. Adolf Stoeker
Ein deutscher Prophet.
Von Pastor Ernst Bunke. |

Jedes Heft fein kartoniert 0,90 RM;

